P. o. germ. 1926 n/7 Herbert

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25598.

Napoleon III.

Roman und Geschichte

von

Lucian Herbert,

Verfasser des Romans „Louis Napoleon".

Siebenter Band.

Lindauersche Bibliothek.

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1863.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des siebenten Bandes.

Dritte Abtheilung.
Der zweite December.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebzehntes Kapitel.

Weitsichtige Pläne.

Louis Napoleon hatte seine Staatsstreichpläne auf unbestimmte Zeit vertagt. Aber deswegen ließ er sein Ziel keinen Augenblick aus dem Auge.

So oft in der Nationalversammlung ein Gegenstand auf der Tagesordnung war, der ihm nicht zu Gesichte stand, so oft zu erwarten war, daß in einer Sitzung ein halbes Dutzend Rhetoren die Kraft ihrer Lungen erproben würden, indem sie gegen ihn zu Felde zogen, ordnete er regelmäßig eine Revue der Armee von Paris auf dem Marsfelde an.

Da donnerten die Kanonen, da knatterte das Pelotonfeuer und der Wind trug den Knall und den Pulverrauch bis hinüber nach dem Palais

Bourbon, wo die Volksvertreter gegen den Präsidenten der Republik deklamirten.

Louis Napoleon hatte seine Freude an diesem kleinen Kriege, den er in seiner Weise mit der Kammer führte. Es kitzelte ihn, seinen Feinden zeitweise ein memento mori zuzurufen.

Dabei arbeitete er im Stillen daran, sich Paris auf seine Art zurechtzulegen.

Er schloß sich oft stundenlang mit dem Architekten Simard ein und berathschlagte mit ihm, wie Paris regelmäßiger zu machen wäre.

In diesen Conferenzen wurde der Plan ausgeheckt, die riesige Linie von den Tuilerien bis zum Stadthause freizumachen.

Die Kanonenkugel sollte von der Caserne, welche sich hinter dem Stadthause, am Eingange zu der Vorstadt St. Antoine, erheben sollte, bis zu den Tuilerien tragen, sobald das winkelige und von zehntausend Arbeiterfamilien bevölkerte Häuserchaos, welches bei Aufständen immer den Knotenpunkt der Barrikaden bildete, einer breiten Straße gewichen sein würde.

Gleichermaßen sollte vor dem Straßburger Bahnhofe ein großer Boulevard geschaffen werden,

der schnurgerade und in einer imposanten Breite auf die Hauptlinie der Boulevards mündete.

Da die beiden Bahnhöfe — nemlich jener von Straßburg und der Nordbahnhof — kaum tausend Schritte auseinanderlagen, so vermochten sich dann die von Ost und Nord herbeigezogenen Truppen über den Zukunftsboulevard von Straßburg frei zu entwickeln und ohne Schwierigkeiten die Hauptlinie der alten Boulevards zu gewinnen, die sich dann wieder in einer geraden Flucht bis zu den Tuilerien hinzogen, wo sie mit der neu zu schaffenden und erst beim Stadthause mündenden Rivolistraße communizirten.

So hielt diese einzige Passage vom Stadthause bis zum Straßburger Bahnhofe die Communikation zwischen Paris und dem östlichen und nördlichen Frankreich offen, befestigte die Tuilerien und machte sie doch wieder frei und offen, während sie bis dahin im Augenblick einer Krise einer Mausfalle geglichen hatten, daraus weder ein Entrinnen möglich noch ein Behaupten denkbar war, welch letzteres nach Ausführung des neuen Planes gar keinen Schwierigkeiten mehr unterliegen konnte.

Louis Napoleon konnte an die Ausführung dieses strategischen Riesenprojektes, welches Paris ein durchweg verändertes Aussehen geben sollte, um so unbefangener Hand anlegen, da er selbst noch nicht in den Tuilerien wohnte, es also auch nicht den Anschein hatte, als ob es ihm lediglich um die Befestigung seiner Position zu thun sei.

Er verhehlte sich auch nicht, daß die Ausführung seiner Ideen, welche dem jeweiligen Herrn von Paris und Frankreich weit kräftigere Fortifikationen zur Verfügung stellen mußte, als es jene kostspieligen und zwecklosen Forts und Mauern waren, welche Ludwig Philipp mit einem Aufwande von siebenhundert Millionen zu seinem Schutze um die Seinestadt zog, immense Summen verschlingen würde. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß die wohlhabenden Bürger von Paris demjenigen, der sie von dem drohenden Alp der Barrikaden für immer befreite, die zwei bis dreihundert Millionen nicht verweigern würden, welche das kolossale Unternehmen erforderte.

Auch der stylgemäße Ausbau des Louvre sollte bei diesem Riesenplane eine Rolle spielen.

Heute ist Simard gekommen, um dem Prä-

sidenten eine Zeichnung vorzulegen, wie sich der Louvre in seiner neuen, vervollständigten Gestalt ausnehmen werde.

Der Präsident prüft die Pläne aufmerksam und runzelt plötzlich die Stirn, als er den von Simard entworfenen Fronton, der die Hauptseite des Louvre zieren soll, aufmerksam in's Auge faßt.

„Was ist das?“ ruft er aus. „Was haben Sie da gezeichnet, Simard?“

„Ich habe Sie dargestellt, Monseigneur, wie Sie die Hyder der Anarchie zertreten!“

„Das müssen Sie ändern, Simard!“ bemerkt der Präsident ernst. „Ich trete nichts mit Füßen! Haben Sie auch die Skizze der Verschönerungen entworfen, die ich an dem Kaisergrabe im Dome der Invaliden anbringen lassen will?“

„Hier sind die Entwürfe, Monseigneur!“

„Entwickeln Sie mir Ihren Gedanken selbst, Simard!“

„Zu Befehl, Monseigneur!“ sagte der Architekt, die Zeichnung aufrollend. „Diese Marmortreppe führt zur Grabrotunde hinab. Hier glänzt dem Eintretenden über dem Eingange in golde-

nen Lettern das rührende Wort entgegen, das Napoleon auf St. Helena an die Spitze seines Testamentes gesetzt!"

„Ich wünsche," fiel Louis Napoleon Simard mit bewegter Stimme in die Rede, „ich wünsche, daß meine Asche ruhen möge an den Ufern der Seine, inmitten dieses französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe!"

Der Neffe des Kaisers richtete seine Augen, die sich gefeuchtet hatten, mit einem schwärmerischen Ausdrucke zum Himmel empor und fuhr fort:

„Schatten des Kaisers — zürne nicht, wenn ich das Wort, das vor dreißig Jahren gesprochen worden, erst jetzt zur Ausführung bringe! Du weißt es, ich konnte es mit bestem Willen nicht früher thun!"

Dann sich zu Simard wendend, setzte er in ruhigerem Tone hinzu:

„Sie werden die Thränen in meinen Augen begreifen, Simard! Wo ist der Franzose, dem nicht die hellen Thränen in's Auge träten, wenn er das rührende Motto des todten Cäsar liest? Er braucht nicht mit dem Kaiser die Brücke von Arcole gestürmt, nicht den Weg von Elba nach

Paris mit ihm gemacht zu haben, um schluchzend eintreten in das neue Heiligthum Frankreichs, über das wir jene Phrase des Kaisers setzen wollen!“

„In den Marmor des Fußbodens erscheint ein Lorbeerkranz eingeätzt,“ fuhr Simard in der Erörterung der von ihm componirten Zeichnung fort, dessen Blätter ebensoviele Siege, ebensoviele Glanzseiten in der Geschichte Frankreichs bedeuten. „Arcole und Marengo, die Pyramiden, Wagram und Jena, Austerlitz und Moskwa reihen sich hier an einander und aus dem Kranze heraus strebt der Sarkophag, aus rothem Marmor gehauen, grandios in die Höhe, von Nischen umragt, darin die Gestalt des Kaisers in den verschiedenartigsten Stellungen und Lebenslagen, immer aber in Lebensgröße, dem Beschauer entgegentritt. Hier strebt sie empor im Krönungsornate, lorbeerumflochten das Haupt, den blaugoldenen, bienenbesäeten Krönungsmantel um die Schultern. Auf einem Mormorblocke ruhen die Krone und das Schwert, Weltkugel und Scepter. Eine Mormortafel zeigt die Thaten des Friedens, die der Kaiser vollbracht. Sie zählt die Siege des

Geistes auf, die er errungen, nennt die Akademien und Universitäten, die er gegründet, citirt die großartigen Bauten, zu denen er den Impuls gegeben, entrollt die Gesetzgebungen, die ihm die Welt verdankt und über dem aufgeschlagenen Code Napoleon liest man die einfachen und wahren Worte, die er dem Memoirenschreiber auf der einsamen Insel in die Feder diktirt: überall, wo ich gegangen bin, habe ich Spuren des Guten zurückgelassen."

„Ich danke Ihnen, Simard," sagte Louis Napoleon ergriffen, indem er die Hand des Architekten herzlich drückte, „ich bin ganz zufrieden mit Ihnen!"

Nach dem Architekten empfängt Louis Napoleon den Polizeipräfekten.

Seit Louis Napoleon Präsident der Republik ist, entwickelt die Polizei eine musterhafte Thätigkeit, um den Ouvrier zufrieden zu stellen und ihm jeden Anlaß zu Klagen zu benehmen.

Sobald man die gerade Linie der Boulevards verläßt und in das Straßenchaos der Vorstädte einbricht, stößt man auf lauter große Seen, welche die Passage für die Fußgänger oft sehr beschwer-

lich machen. Eine eigenthümliche Ausdünstung theilt sich von diesen farbigen Sümpfen der ganzen Umgebung mit, und doch darf keines Straßenreinigers Hand vermittelnd dazwischen treten.

Was da eimerweise ausgegossen ist, soll Wein gewesen sein. Wenigstens setzten die Weinhändler die Flüssigkeit den Arbeitern für Wein vor, die Flasche für vier Sous.

Dem Gouvernement mochte diese enorme Billigkeit bei den steigenden Weinpreisen nicht geheuer erscheinen. Sie sandte ihre Spürnasen in Gestalt von sachverständigen Chemikern durch die Straßen aus, und siehe da, der Wein verwandelte sich in einen ganz unschädlichen rothbraunen Saft, der sich auf aufgeweichtes rothes Farbeholz zurückführen ließ.

Seitdem die Polizei diese Entdeckung gemacht hat, ist ein panischer Schrecken unter die Weinhändler gekommen. Ambulante Commissionen durchstreifen die Quartiere, tauchen bald in diesen, bald in jenen Straßen auf, legen die chemische Sonde an jedes Faß, an jede Flasche, und was nicht die Probe besteht, muß erbarmungslos hinaus auf die Straße.

Die Cholera könnte keine größere Bestürzung unter den Betheiligten hervorrufen, als es diese Commission thut. Der Ouvrier aber lächelt selbstgefällig und läßt sich den Wein doppelt gut schmecken, fest an der Ueberzeugung hängend, die Polizei habe ihm ein echtes Getränk zu Wege gebracht. Dabei lobt er den Präsidenten, auf welchen er den Ursprung der arbeiterfreundlichen Maßregel zurückführt, weil er ihre Wohlthaten verspürt, seit der Präsident am Ruder ist.

Auch die Café's sind nicht mehr sicher vor polizeilichen Besuchen, seit Louis Napoleon die Gewalt in Händen hat. Die Polizei glaubt die Entdeckung gemacht zu haben, daß diese Geschäfte, was Echtheit und Güte der Waaren anlangt, mit den Weinkellern rivalisiren. Die Polizei will wissen, daß in dem Kaffee, den die ersten Cafétiers der Boulevards ihren Gästen vorsetzen — die Tasse für einen halben Franken — auch nicht eine wirkliche Kaffeebohne zu finden sei. Cichorien und anderweitige Surrogate sollen eine Composition geben, die, im Geschmacke dem Kaffee gleichkommend, an Erzeugungskosten kaum einen Sou für die Tasse in Anspruch nimmt.

Nachdem der Polizeipräfekt dem Präsidenten über die Razzia, die er auf seinen Befehl gegen die systematischen Lebensmittelfälscher ausführte, Bericht erstattet hat, sagt Louis Napoleon:

„Fahren Sie in energischer Weise so fort, Herr Präfekt. Ich will dem Arbeiter wenigstens zu guten und echten Lebensmitteln verhelfen, wenn ich sie ihm schon nicht billiger verschaffen kann. Ich kann die Armuth nicht ausrotten, aber ich will ihr nach Kräften das Terrain streitig machen. Ich habe in vielen Punkten die Ansichten der Jugendjahre modificirt — in diesem Punkte denke ich aber noch dasselbe wie vor zehn Jahren. Die materielle Lage des Arbeiters muß verbessert werden."

Den Polizeipräfekten löst der Kriegsminister ab.

Die Zeiten sind vorüber, wo, wie unter der provisorischen Regierung Arrago, ein Mann der friedlichen Wissenschaft das Kriegsdepartement leitete — der Kriegsminister Louis Napoleon's ist ein Soldat, aber er trägt keinen so berühmten Namen, wie die meisten seiner 125 Vormänner im Kriegsministerium seit dem Jahre 1687, das

heißt, seit der Zeit, wo man anfing, die Namen der Kriegsminister zu notiren. Es waren glänzende Namen unter diesen 125 . . . von Louvois und Richelieu angefangen bis zu Scherer, Massena, Desaix, Berthier, Bernadotte, Ney . . . . bis zu Soult, der im Laufe seiner langen kriegerischen Laufbahn nicht weniger als achtmal Kriegsminister war . . . . bis zu Arrago, Cavaignac und Lamoricière . . . .

Ehe der Kriegsminister seinen Vortrag beginnen kann, fragt ihn der Präsident:

„Glauben Sie, daß Soult aufkommen wird?“

„Die Aerzte haben ihn aufgegeben!“

„Da wird ja ein Marschallstab frei!“ murmelte der Präsident nachdenklich. „Wer ist nach Soult der älteste Marschall Frankreichs?“

„Graf Reyl!“

„Wir haben, wenn Soult sterben sollte, wenige Marschälle!“ fuhr Louis Napoleon wie im Selbstgespräche fort.

„Nicht mehr als drei, Monseigneur!“

„Das ist zu wenig für Frankreich!“

„Ich glaube es selbst! Monseigneur sollten

einige neue ernennen. Es würde einen guten Eindruck in der Armee machen!"

Wieder schien der Präsident eine Weile nachzudenken.

Dann sagte er, den Minister mit einem forschenden, fast spähenden Blicke festhaltend:

„Wen würden Sie vorschlagen?"

„Vielleicht Cavaignac" —

Der Präsident runzelte unmerklich die Stirn und sagte:

„Das wäre unpolitisch — das hieße St. Antoine, das wir doch versöhnen wollen, muthwillig herausfordern!"

„Oder Changarnier" —

„Das hieße wieder alle älteren Generale vor den Kopf stoßen!"

„Dann dürfte vielleicht Oudinot" —

„Oudinot soll erst mit Rom fertig werden! Aber was würden Sie zu Baraguay sagen?"

Der Kriegsminister schwieg.

„Oder zu Saint Arnaud?" fuhr der Präsident mit einer gewissen Ungeduld fort.

Diesmal begleitete der Minister sein Schweigen mit einem beredten Achselzucken und einem fro-

stigen Lächeln, welches eigentlich keine Aufmunterung für den Präsidenten enthielt, in seiner Nomenklatur fortzufahren.

Aber dieser setzte, unempfindlich gegen alle im Wege der Mimik vorgebrachten Einwendungen hinzu:

„Oder Jerôme Bonaparte?"

Diesmal durfte der Kriegsminister nicht einmal lächeln oder die Achseln zucken.

Der Präsident hörte nicht auf ihn scharf zu fixiren.

„Jerôme Bonaparte", fuhr der Präsident fort, „ist einer der ältesten Generale Frankreichs. Er hat sich bei Waterloo sehr heldenmüthig benommen. Frankreich ist ihm eine Anerkennung schuldig. Die Armee könnte es nicht übel nehmen, wenn ich ihm den Marschallstab verliehe, trotzdem er mein Onkel ist. Warum soll diese Verwandtschaft einem braven, tapfern General Schaden bringen?"

Der Kriegsminister fuhr fort zu schweigen.

„Ich werde die Sache in Erwägung ziehen!" sagte der Präsident endlich, nachdem er lange vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte! „Beginnen Sie Ihren Vortrag, wenn es Ihnen gefällig ist!"

Der Minister entwickelte in einer längeren Auseinandersetzung die Vortheile, die nach seiner Ansicht damit verbunden waren, wenn die zwanzig Jägerbataillone, welche die Armee zählte, in die Infanterie aufgingen und die Zahl der Infanterieregimenter dagegen von 75 auf 100 erhöht würde.

Der Präsident schien ihm aufmerksam zuzuhören.

Er hatte sich eine Cigarre angezündet und malte mit seinem Bleistifte, der eine rothe und eine blaue Spitze hatte, Figuren auf ein Blatt Papier, das ihm als Unterlage diente.

Er machte das immer so.

Aber diesmal waren es ausnahmsweise keine Carrikaturen, die er zeichnete.

Es waren Costümbilder.

Wenn man oberflächlich hingesehen hätte, würde man geglaubt haben, er entwerfe Figurinen für die große Oper — Kriegergestalten, geeignet, was abenteuerlichen Aufputz anlangte, die Pariser in einer großen Oper von Halevy oder Meyerbeer zu entzücken.

Jetzt zeichnete er einen Krieger, dem er einen blausammtenen Waffenrock und einen Riesenküraß oktroyirte. Auf dem Küraß prangte der große

napoleonische Adler. Den Kopf bedeckte ein in einen Dolch auslaufender Helm. Ein riesiges, fast sensenartiges Schwert, das sich an der Stelle des Bajonnets von der Flinte loslöste, überragte den Mann, der ein durch und durch operistisches Aussehen hatte. Von glänzenden Dekorationen umgeben und vom Gaslichte bestrahlt hätte sich der nach diesem Modell kostümirte Mann prächtig ausnehmen müssen.

Was der Präsident wohl dachte, als er die Crayonskizze auf das Papier warf?

Vielleicht erhielt man darüber Aufklärung, wenn man die Gestalten in's Auge faßte, die er um den so abenteuerlich costümirten Mann gruppirte.

Waren das nicht die Uniformen der alten Kaisergarde, nur in einem etwas modernerem Zuschnitte?

Ja, das war der Frack des Grenadiers, und dies die alte Bärenmütze, jenes der Dreimaster der kaiserlichen Aera, dies wieder die bei der Artillerie der Kaisergarde übliche runde Pelzmütze.

Es hatte fast den Anschein, als ob der Neffe des Kaisers, indem er seinem Kriegsminister schein-

bar zuhörte, einer Reorganisation der französischen Armee nachsann, von welcher sich weder der Minister noch sonst wer irgend etwas träumen ließ . . . .

Ja, es hatte den Anschein, als ob dem Präsidenten die alte Kaisergarde vorschwebe . . . als ob er Figurinen zeichnete, um darnach die altpopuläre Institution des Kaiserreichs modernisirt wieder aufleben zu lassen . . . wenn auch heute nicht, so doch vielleicht morgen . . . oder übermorgen . . . oder in Jahr und Tag . . .

Als der Minister zu Ende war, sagte der Präsident:

„Ich werde mir die Sache, die Sie da angeregt haben, noch überlegen. Ich danke Ihnen einstweilen. Waren Sie so gütig, die Personal-Akten des Obersten Forey im geheimen Kriegsarchiv einzusehen?"

„Ich habe nachgeschlagen und die Qualifikation gefunden, welche Louis Philipp dem Obersten eigenhändig ertheilt hat."

„Wie lautet sie?"

„Kleiner Mann, kleine Mittel, kleiner Muth, kleine Ergebenheit!"

„Kleine Ergebenheit!“ wiederholte der Präsident bei sich selbst, indem er sich an das letzte Schlagwort hielt, das ihm anzeigte, daß der Oberst Forey zur Zeit der Orleans keine persona grata in den Tuilerien gewesen

Kleine Ergebenheit — natürlich den Orleans gegenüber: aus dem Manne ließ sich etwas machen, wenn man ihn heranzuziehen verstand.

Dies dachte der Präsident ungefähr, als er sich von seinem Kriegsminister mit einigen herkömmlichen Höflichkeitsphrasen verabschiedete.

Nachdem er noch einige geringfügige Geschäfte besorgt hatte, fuhr er in's Theater.

Man hatte ihm berichtet, daß das Theater St. Martin unter großem Zulaufe ein Stück gebe, welches dem russischen Gesandten keine große Freude mache.

Er wollte das Stück kennen lernen — er hatte eben seine Ursachen, sich mit dem russischen Gesandten gut zu stellen.

Der Präsident trat in dem Augenblick in seine Loge, wo das Stück begann. Er lehnte sich zurück und suchte sich, so gut es ging, unsichtbar zu machen.

Das Stück, um dessen willen er in das Volkstheater, in welchem zumeist pompöse Spektakelstücke aufgeführt zu werden pflegten, gekommen war, hieß Schamyl.

Der tscherkessische Häuptling ist in dem Hause eines russischen Generals, dem er sich zur Erreichung irgend eines Zweckes als Gefangener gestellt. Das französische Element wurde in dem Stücke durch Monsieur Lazare vertreten, einen Friseur, der bei den Franzosen Feldschererdienste versah und sich als Schamyl's Freund geberdete.

Mit einem Male ist Schamyl den Händen der Russen entwischt und erscheint in den Bergen des Kaukasus an der Spitze seiner Schaaren.

Ein Stück kaukasischen Bergkampfes entrollt sich vor den Augen des Zuschauers. Während Monsieur Lazare die Verwundeten im Vordergrunde verbindet, tobt rückwärts der Kampf.

Man sieht die Tscherkessen ihre langen Gewehre laden, hört die Schüsse knallen, welche bestimmt sind, die den Engpaß forcirenden Russen zu vernichten. Endlich neigt sich das Gefecht zum Nachtheile der Tscherkessen. Die Position muß aufgegeben werden und die Russen marschiren auf

unter donnerndem Jubel des Parterre's, welcher freilich nicht ihrem Siege, sondern nur dem Kostümschneider gilt, welcher in russischen Uniformen wirklich Großartiges geleistet. Man glaubt ein wirkliches russisches Corps vor sich zu sehen. Die langen Röcke der Infanteristen fegen den Boden, die russischen Pickelhauben funkeln, die Pelzmützen der Kosaken, die prächtigen Helme der in russischem Solde stehenden Cirkassier erregen eine Sensation, welche den Hervorruf des genialen Verfassers — nicht des Stückes, sondern nur der russischen Kopfbedeckungen — zur Folge hat.

In dem Stücke bewegt sich neben Schamyl eine Art Heroine, welche sich keine Gelegenheit entgehn läßt, mit befeuernden Worten den Helden der Berge zu haranguiren.

Die langathmigen Standreden dieser Heldenjungfrau mit den unverwüstlichen Schlagworten liberté, la patrie und la gloire machen immenses Glück — eine hundertmalige Wiederholung des Wortes Schamyl, dessen erste Sylbe stets mit unbeschreiblicher Rapidität herausgestoßen wird, während der ganze Nachdruck auf die Endsylbe fällt, immer wieder sich erneuernde Bergkämpfe, endlich die

Flucht der Russen auf allen Punkten, die Erstürmung einer Festung, verbunden mit einer fürchterlichen Niedermetzelung aller Russen: dies Alles genügt, um einen Jubel zu provociren, davon das Echo bis auf die Boulevards hinaustönt, die von hunderttausend Spaziergängern strotzen.

Der Prinzpräsident verläßt nachdenklich seine Loge und das Theater.

Am nächsten Tage läßt er Pietri kommen.

„Ich wünschte, daß das Stück Schamyl vom Repertoire des Theaters der Porte St. Martin verschwände!" sagt er zu seinem Vertrauten. „Es wird in demselben den Russen zu hart mitgespielt und ich habe meine guten Gründe, die Russen eben jetzt zu schonen!"

„Aber das Stück gefällt — es ist ein Zugstück geworden" —

„Um so schlimmer!"

„Der Direktor hat auf die Ausstattung desselben zwanzigtausend Franks verwendet!"

„Machen Sie ihm begreiflich, daß es gut wäre, wenn er es auf eine gelegenere Zeit zurücklegte, die sich schon einmal finden wird. Die Kapitals-

anlage ist also nicht verloren — stellen Sie ihm lockende Verzugszinsen in Aussicht — bieten Sie ihm zehntausend Franks Entschädigung, die er auf ein anderes Ausstattungsstück verwenden kann. Und wenn er angebissen hat, so bringen Sie in geschickter Weise unter die Leute, daß das Stück nach einem Besuche des Präsidenten im Theater der Porte St. Martin vom Repertoir verschwunden sei. Es läge mir daran, daß besonders auf der russischen Gesandtschaft der Sache Glauben geschenkt würde!“

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, Moneg-neur!“ erwiederte Pietri.

Schamyl wurde noch einigemal gegeben — dann sah man Roß und Reiter, Tscherkessen und Russen nicht wieder.

Achtzehntes Kapitel.

Louis Napoleon und Eugenie.

In der Straße St. Juan de Dios in Malaga steht ein stattliches Haus, welches in den ersten Jahren nach dem Sturze Napoleons ein erwünschter Sammelplatz der einheimischen Gesellschaft und aller Fremden von Auszeichnung war, die, sei es von der Landseite her, aus dem Innern von Spanien, sei's über das Meer, aus allen Theilen der Erde nach Malaga kamen.

Der Herr des Hauses hieß William Kirkpatrick, war ein Schottländer von Geburt und mit Franziska Grivigne verheirathet, von der er drei Töchter hatte: Maria, Carlota und Henriqueta. Kirkpatrick trieb einen lebhaften Handel nach England und Nordamerika mit Artikeln, welche dem

Nordländer bei dem wohlklingenden Namen Malaga von selbst in's Gedächtniß fallen, nemlich mit Südfrüchten und Wein.

Aber nicht blos die guten Verhältnisse Kirkpatricks und der feine Ton, der in seinem gastlichen Hause herrschte, erhoben das Gebäude in der Straße St. Juan de Dios zu dem leuchtenden Mittelpunkte aller höheren Cirkel der Stadt.

Von den drei Töchtern Kirkpatricks waren vielmehr die beiden älteren, Maria und Carlota, von einer so seltenen Schönheit und einem so lebhaften Geiste, daß ihre Anwesenheit allein hingereicht haben würde, dem Salon des Vaters in den Augen der gesammten Männerwelt ein ganz besonderes Lustre zu verleihen.

Maria's schlanke Gestalt war, nach spanischem Maßstabe wenigstens, von einer hervorragenden Größe. Ihre Mutter war in der That auch der Abkunft nach eine Spanierin gewesen. Der dunkle Teint des Mädchens, ihr scharfer Blick, ihre geistreichen Züge, ihre bei aller Grazie entschiedene Sprache und die elastische Bewegung ihrer feingeformten Glieder verriethen, neben ungewöhnlicher

Sicherheit der Erkenntniß, energisches Gefühl und starken Willen.

Carlota konnte auch neben ihr für eine Schönheit gelten, wenn nicht sogar für reizender als Maria, da sich in ihrer Persönlichkeit das blonde Element des Vaters deutlicher als das heiße Blut der Mutter verkündete, und die helle Farbe ihres Haares so wie die sanfte Weiße ihrer Haut von den brünetten Nachkommen der Mauren nur um so mehr bewundert werden mußten.

Die jüngste Schwester Henriqueta dagegen konnte neben solchen Nebenbuhlerinnen nur eine bescheidene Stellung in Anspruch nehmen, da sie, wenn auch keineswegs von der Natur vernachlässigt, doch nicht eben mit bedeutenden Eigenschaften ausgestattet war.

Alle drei Mädchen waren von ihren Eltern auf's Sorgfältigste erzogen worden und durchlebten, von allen Annehmlichkeiten des Reichthums und von den Huldigungen eines Kreises umgeben, der sich mit der Abwechslung und Mannigfaltigkeit einer Seestadt immer neu ergänzte, ein Dasein voll Glück, voll Erfolge und schmeichelhafter Triumphe.

Wie manches klangvolle Wort mag die prächtige spanische Sprache, wie viele verbindliche Complimente die französische, wie süße Grüße die englische Zunge für die drei Schwestern gehabt haben, ausgehend von den Vertretern der verschiedensten Nationen, die dem Hause Kirkpatrick ihre Mußestunden widmeten.

Aber der Himmel dieses häuslichen Friedens trübte sich bald.

William Kirkpatrick hatte Unglück in seinen Geschäften, die, je ausgebreiteter sie waren, um so schwerer von den Zuckungen getroffen wurden, welche die Handelsverhältnisse noch lange nach der Wiederherstellung des alten Staatensystems in Europa erschütterten. Er mußte sein Comptoir in Malaga schließen, um es nie wieder aufzuthun. In Malaga wenigstens nicht. Als er wieder nach einer Wirksamkeit griff, ging er nach Amerika, wo er sich durch die Ausbeutung von Bleiminen wieder zu einigem Wohlstand emporarbeitete, und wo er starb. Aber so groß war die Achtung gewesen, die er genossen, daß der Ruf seines geselligen Hauses den Sturz der Handelsfirma überdauerte.

Der Salon Kirkpatricks, belebt von den Schwestern Maria, Carlota und Henriqueta, behauptete seinen Glanz und seine Anziehungskraft. In denselben eingeführt zu werden, galt nach wie vor für eine beneidenswerthe Begünstigung.

Da trat ein Mann in jenen Cirkel, der eine vornehme Herkunft, ein derselben entsprechendes Vermögen und die Ehren tapferer Kriegsthaten zu seiner Empfehlung hatte, dem aber nicht blos die erste männliche Jugend, sondern selbst ein Auge und überhaupt die körperliche Beweglichkeit fehlten: Cypriano Palafox, Graf von Theba. Die rückschlagende Lafette einer springenden Kanone oder die Bruchstücke des Geschützes selbst hatten ihn so gräßlich verstümmelt, daß er eigentlich als ein halbirter Mensch zu betrachten war. Das linke Auge mangelte ihm, auch war diese ganze Seite verkrüppelt.

Aber der bereits etwa vierzigjährige Graf Cypriano war trotzdem ein Mann von lebhaftem, aufgewecktem Wesen geblieben, ritterlich in seinem Benehmen, von unterhaltender Gabe, von den Männern eben seiner Verstümmelung wegen ge-

ehrt, von den Damen schon aus Mitleid leichter geliebt als ein Anderer.

Feinfühlende Mädchen pflegen dann oft einen Stolz darein zu setzen, eine Zuneigung recht deutlich an den Tag zu legen, die ihnen keiner Mißdeutung fähig scheint.

Maria Kirkpatrick wußte den Namen des Grafen Theba und die Anwartschaft auf eine goldene Laufbahn in der höheren Welt genug zu schätzen, um dafür selbst auf zärtlichere Ansprüche zu verzichten.

Die Kaufmannstochter von Malaga wurde im Jahre 1819 die Gemahlin eines Mitgliedes der großen Geschlechter Spaniens. Es war die Familie Guzmann's, in die Maria hineinrathete — jener berühmte Palafox, den die Vertheidigung Saragossas unsterblich gemacht, war ein Bruder Cypriano's, der dagegen mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht und unter ihren Fahnen seine gräßliche Verstümmelung davongetragen hatte.

Die Verbindung mit Cypriano gewährte der schönen, schlauen, glanz- und herrschsüchtigen Maria alle die Vortheile, die ihr unternehmender Cha-

rakter von der getroffenen Wahl erwartet hatte.

Ihr Gemahl führte sie nach Madrid, wo sie bald eine Rolle bei Hofe spielte und unter Maria Christina den einflußreichsten Posten unter den weiblichen Aemtern, den einer Obersthofmeisterin erlangte.

In der letzten Zeit hatte sie in England gelebt. Eine lange Krankheit hatte sie in London festgehalten und als sie genesen war und den Tag zur Abreise nach Paris, wohin ihre Tochter Eugenie drängte, bereits festgesetzt hatte, erfuhr sie den Tod ihrer geliebten Schwester Carlota, die mit Thomas Kirkpatrick, dem Sohne des Bruders ihres Vaters verheirathet gewesen. Es wurde beschlossen, die Trauerzeit in London zuzubringen. Als den Familienrücksichten Genüge gethan war, stand der Reise nach Paris nichts mehr im Wege.

Seit acht Tagen ist die Gräfin von Theba in Paris und bewohnt eine Villa in den elysäischen Feldern.

Auf dem Balkone dieser Villa steht sie eben jetzt und ihr Auge ruht mit Wohlgefallen auf

einem jungen, schönen Mädchen, das ihr wie aus den Augen geschnitten ist.

Das Mädchen besteigt eben ein Pferd, um sich auf eine Jagd zu begeben, die der Präsident in den Wäldern von St. Cloud veranstaltet hat.

Die Mutter denkt an ihr eigenes Glück, als sie die Tochter zu Pferde steigen sieht, um nach St. Cloud zu reiten, wo sie der Präsident erwartet.

Wenn sie, die Kaufmannstochter von Malaga, Gräfin von Theba wurde, warum sollte ihre Tochter nicht ....

Sie hatte keine Zeit den ehrgeizigen Gedanken zu Ende zu denken, denn Eugenie winkte ihr von unten mit der Reitgerte den Abschiedsgruß zu ...

Die Mutter sieht der im Galopp Dahinsprengenden lange nach, dann begibt sie sich an ihren Schreibtisch, um ihrer jüngsten Schwester Henriqueta, welche an einen Grafen Cabamnus, der bei Velez Malaga eine große Zuckerplantage besitzt, verheirathet ist, etwas von ihren hochfliegenden Zukunftshoffnungen brieflich zuzuflüstern ...

Ob sie der Schwester nach ihrem stillen Land-

sitze Torros Alles schreibt, was sie denkt und hofft . . . es läßt sich bezweifeln.

*　　　*
*

Während sich die Gräfin von Theba par distance mit ihrer Schwester unterhält, durchstreift ihre Tochter auf flinkem Rosse den Thiergarten von St. Cloud, der sich an den Park anlehnt.

Der Präsident kommt ihr nicht von der Seite. Er hat die reizende Spanierin seit Jahr und Tag nicht gesehen und kann sich nun nicht genug sonnen im Glanze ihrer mandelförmig geschnittenen und von langen, prachtvollen Wimpern beschatteten Augen. Er hat oft, wenn er in seinen goldenen Sälen allein mit seinen Sorgen war, seine Einsamkeit tiefschmerzlich gefühlt und mit brennendem Verlangen dem Augenblicke entgegengesehen, wo er an ein Herz würde appelliren können, das ihm zugethan und ergeben war, das ihn verstand und Sinn hatte für seine Träume und Hoffnungen — nun war der ersehnte Augenblick da und der Präsident fühlte eine Art stummen, tiefen Glückes seine Seele durchziehen, dem er nur durch Blicke Ausdruck gab, die in einem schmelzenden Lächeln, in

einem zärtlichen Aufschlage der Augen ihre Erwiederung fanden.

Man hat reizende Bilder, auf denen Herr und Dame auf grünüberdachten Waldwegen dahin sprengen; die schlanken Jagdhunde, welche den Reitern bald folgen, bald ihnen voran sind, verstummen plötzlich, wie instinktartig und nicht deshalb, weil sie vielleicht einem Wilde auf der Spur sind. Der Waldweg verengt sich, das Laubwerk hängt dichter über ihn herab, die Dame senkt ihre Reitgerte, die sie bisher dem edlen Renner ab und zu zu fühlen gegeben, ihr langes, wallendes Kleid streift den Fuß des Reiters, die Pferde sind, Schenkel an Schenkel, dicht bei einander, der Reiter beugt sich herüber, der Kopf der Dame kommt ihm auf halbem Wege entgegen, die Lippen suchen, finden, berühren sich, der Hut des Reiters streift die Zweige der Bäume, die beiden Pferde bleiben unwillkürlich stehen, weil kein Fuß ihnen die Sporen zu fühlen gibt, keine Hand sie zur Eile mahnt, die Hand des Reiters greift nach dem Hute, die beiden Köpfe berühren sich nochmals, die Lippen Beider brennen in einem endlosen Kusse in einander....

Ob sich diese reizende Scene an dem Tage, von dem wir sprechen, nicht auch im Park von St. Cloud abspielte?

Aber jetzt wiehern wieder die Pferde, die Hunde schlagen an und dahin schießen über Stock und Stein, über Hecken und Graben Roß, Reiter und Reiterin . . . .

Und wie die Reiter, so fliegen die Stunden dahin . . . Die Dame denkt zuerst an die Zeit und zieht ihre Uhr, um sich zu orientiren.

Aber die Uhr ist stehen geblieben.

„Sie zeigt drei Uhr und es muß wenigstens fünf sein."

„Das ist seltsam!" murmelt sie, die Uhr betrachtend. „Sie geht sonst vortrefflich und ich erinnere mich nicht, daß sie je stehen geblieben wäre. Wie viel Uhr haben Sie, Prinz-Präsident?"

Sie betont die letzten Worte schelmisch und sieht ihn schalkhaft an.

Er zieht seine Uhr heraus, wirft einen Blick auf sie, bringt sie an's Ohr, sieht sie abermals verwundert an und murmelt:

„Das ist seltsam!"

„Nun, wie viel ist's an der Zeit?“ fragt Eugenie ungeduldig.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen! meine Uhr ist auch stehen geblieben!“

„Ach! Welch ein Spiel des Zufalls! Wie viel Uhr haben Sie?“

„Drei Uhr!“

„Drei Uhr? Das ist nicht möglich!“

„Warum nicht?“

„Weil ich auch drei Uhr habe!“

„Was Sie sagen!“ murmelt Louis Napoleon, indem er sich entfärbt.

„Da sehen Sie selbst!“

Er blickte hin — verglich seine Uhr mit der ihrigen und sagte mit unsicher anklingender Stimme:

„Das ist sehr sonderbar, — unsere Uhren sind in derselben Minute stehen geblieben!“

„In der That!“ rief sie überrascht. „Wer Fatalist wäre, könnte glauben, daß das etwas zu bedeuten habe!“

„Ich bin Fatalist!“ sagte er ernst, „Sie wissen das!“

Sie begnügte sich zu lächeln.

Sie ritten weiter.

Er blieb still und nachdenkend, das eigenthümliche Zufallsspiel, dem er soeben auf die Spur gekommen, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Eugenie weckte ihn nicht aus seinem Hinbrüten.

Aber als sie an einer murmelnden Waldquelle vorbeikamen, die aus dem Waldesdickicht silberhell hervorbrach, zeigte sie mit der Reitgerte nach der Stelle, als ob sie ihn auf die Poesie des Ortes aufmerksam machen und seinen Gedanken eine andere Richtung geben wollte.

Er hielt sein Pferd an, sah hin und murmelte lächelnd:

„Das ist reizend — ich darf nicht hinsehen, sonst schärft sich mein Durst — und wir haben keinen Trinkbecher bei der Hand!“

Sie sagte kein Wort, aber sie schwang sich vom Pferde, reichte Louis den Zaum und ging auf die Waldquelle zu.

„Was machen Sie da, Eugenie?“ fragte er verwundert.

Sie antwortete nicht, aber sie hielt die Hand vor die Waldquelle und bot ihm dann, nachdem sie das Wasser aufgefangen hatte, einen Trank aus der schönsten, rosig angehauchten Schale dar.

Er verschmähte ihn nicht . . . .

Dann aber blickte er sie dankbar und zärtlich an und anstatt ihr den Zaum ihres Pferdes zu reichen, sprang er von dem seinigen herab und indem er seinen Arm um ihren Leib schlang, flüsterte er bewegt:

„Eugenie!“

Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Ruhig, Prinz-Präsident!“ rief sie schelmisch. „Wir sind zwar in dem Staatsstreichorte St. Cloud, aber das darf Sie nicht auch zu einem Staatsstreiche ermuthigen. Wenn Ihr großer Onkel in St. Cloud den achtzehnten Brumaire machte, so darf das für den Neffen nur eine historische Reminiscenz sein!“

„Wenn eine andere Reminiscenz nicht gar zu trauriger Art wäre,“ sagte er lächelnd, „so würde ich Sie an dieselbe erinnern, wenn Sie schon durchaus historische Erinnerungen haben wollen. In St. Cloud capitulirte mein Onkel im Jahre 1815 — wie wär's, wenn der Neffe die Lust in sich verspürte, 1849 gleichfalls in St. Cloud zu capituliren?“

„An wen wollte er sich ergeben?“ fragte sie, ihn kokett ansehend.

„An wen sonst, als an die schönste der Frauen, die ihm das Schicksal selbst octroyiren zu wollen scheint, indem es beider Uhren gleichzeitig zum Stehen bringt, beider Zeit gleichzeitig ablaufen läßt!“

Wieder schlang er seinen Arm um sie.

Sie leistete wenig Widerstand und sah verwirrt aus, als ob er sie überrumpelt hätte.

Aber diese Fassungslosigkeit dauerte nicht lange.

Eugenie raffte sich bald wieder auf, befreite sich sanft von ihm und flüsterte ihm leise, aber mit einer gewissen Entschiedenheit zu:

„Denken Sie vorläufig an einen anderen Staatsstreich, Herr Prinz-Präsident! Sie können nicht ewig Prinz-Präsident bleiben!“

„Woran mahnen Sie mich eben jetzt?“ fragte er düster.

„Ich habe mir nun einmal vorgenommen, Ihren Ehrgeiz wach zu stürmen, wenn er in lose Spiele der Liebe verlaufen zu wollen scheint!“ sagte sie ernst.

„Wenn Sie es denn wissen wollen,“ murmelte er halblaut, „so will ich es Ihnen sagen, daß ich schon einmal nahe daran war, mehr Prinz als

Präsident zu sein — aber es blieb Alles beim Alten!"

„Soll es aber ewig dabei bleiben?" warf sie lebhaft ein.

„Vielleicht würde es früher anders werden, wenn Sie immer um mich, immer bei mir wären! Ihr elastischer Geist würde den meinen, der sich zuweilen beschaulicher Trägheit hingibt, anspornen und vorwärts treiben" —

„Nein, nein!" rief sie mit einer entschiedenen, abwehrenden Bewegung. „Sie wissen nicht, was Sie sich da wünschen! Sie wünschen sich den Zweifel und die Unentschiedenheit! Ich weiß, daß Sie vorwärts müssen, daß Sie da, wo Sie eben stehen, nicht stehen bleiben können — aber nicht immer hätte ich den Muth, Ihnen ein Vorwärts zuzurufen! Heute habe ich ihn — aber es gibt Augenblicke, wo ich ihn nicht habe, es gibt Stunden, in denen ich bete, daß auch Sie ihn nicht haben mögen! Das sind böse, kleinmüthige Stunden, Stunden, wo ich an den Eid denke, den Sie geschworen haben — wo ich mich frage, ob man einen Eid brechen darf, selbst wenn sich durch den Meineid eine Krone gewinnen läßt!"

Sie hielt inne — ihre Züge arbeiteten lebhaft, sie sah verstört aus und alle Schönheit schien von ihrem Antlitze gewichen.

Er sah sie überrascht, befremdet an — er wußte nicht, warum ihm gerade jetzt seine letzte Unterredung mit Pepa Gordon einfiel — aber hatte Eugenie in diesem Augenblick nicht etwas in ihrem Wesen, in ihrer Redeweise, in ihrem ganzen Benehmen, das an die Gordon erinnerte, an jene Gordon, wie er sie von seinem letzten Zusammentreffen mit ihr in der Erinnerung hatte?

„In solchen Stunden, wo Kleinmuth und Zweifel an mir nagen,“ nahm sie, ruhiger geworden, wieder das Wort, „wäre es ein Unglück für Sie, wenn Sie mich um sich hätten! Nein — lassen Sie mich — gehen Sie allein hin — vollführen Sie Ihr Werk — lassen Sie sich durch keine kleinlichen Bedenken aufhalten — manchmal, wenn meine Seele einen höheren, freieren, unbefangeneren Aufschwung nimmt, kommt es mir vor, als ob selbst ein Eid zu den kleinlichen Bedenken zählte, als ob Sie sich nicht einmal durch den Eid, den Sie auf die Verfassung schwuren, abhalten lassen dürften, Ihr Schicksal zu vollenden.

Der Mission gegenüber, die Sie zu erfüllen haben, wiegt ein Eid wenig — mir aber ist er viel! Ich bin ein Weib und ein gläubiges Weib! Vor Allem aber könnte ich die Früchte des Meineides, zu dem ich Sie gedrängt, zu dem ich Ihnen vielleicht gerathen, nie mit Ihnen theilen! Darum lassen Sie mich noch meinen Weg gehen und verfolgen Sie frei und unbeengt den Ihrigen! Meine besten Wünsche, meine Segnungen begleiten Sie!"

Ihre Stimme hatte einen wunderbar rührenden Ton angenommen, ihr Antlitz erglänzte wieder in sanfter, glatter Schönheit.

Louis Napoleon heftete seinen Blick wieder mit Wohlgefallen auf sie und fühlte seine ganze Liebe zu ihr erwachen.

„Soll ich Sie an unsere letzte Unterredung in London erinnern?" rief er stürmisch. „Stellten Sie mir damals nicht Ihren Besitz in Aussicht für den Tag, wo ich mein Ziel erreicht haben würde?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Nein, Louis, so war es nicht! Wenn Sie unterlägen, wenn Sie Unglück hätten, dann wollte ich die Ihre werden — das versprach ich Ihnen!

Aber noch sind Sie nicht unterlegen, noch lächelt Ihnen das Glück, und ich will mich nicht bleiern an Ihre Schwingen heften, gerade in dem Augenblick, wo Sie zu dem großen, entscheidenden Fluge ausholen! Wenn Sie dieser Flug Ihre Schwingen kostet, wenn Sie sich dieselben an der Sonne, die Sie erreichen wollen, verbrennen sollten — dann kommen Sie zu mir, dann will ich Sie trösten, dann sollen Ihnen meine Arme ein liebreiches Asyl bieten! Aber bis dahin denken Sie nur an sich und an Ihre große Mission — nicht an mich! Trachten Sie ihrem großen Ziele näher zu kommen. Wie lautete doch das Wort, das Sie mir einmal nach London schrieben und in dem Sie mir einen Theil Ihres Programm's enthüllten? Raffermir les rois — war es nicht so? Wohlan denn, beruhigen Sie die Könige! Können Sie dies aber sicherer bewerkstelligen, als in dem sie sich um die Hand einer Königstochter bewerben?"

„Eugenie!" rief er vorwurfsvoll.

„Ich verstehe Sie und ich danke Ihnen! Aber ich sagte Ihnen schon — nicht an mich, an sich müssen Sie denken! Die Könige werden Sie

mit offenen Armen aufnehmen, wenn Sie Miene machen, sich ihnen ernsthaft, aufrichtig zu nähern. Sie werden Ihnen ihre Töchter geben, weil sie glauben werden, Sie dadurch dauernd zu sich herüberzuziehen, an sich und ihre Interessen zu fesseln! Blicken Sie um sich — sehen Sie, prüfen Sie, machen Sie Avancen — nur an Oesterreich denken Sie nicht! Oesterreich hat Frankreich noch nie Glück gebracht — Ihr Oheim, der Kaiser, mußte seine Verbindung mit jenem Lande und Hofe theuer bezahlen und wenn Sie da anknüpfen wollten, wo er aufgehört hat, würde es auch Ihnen kein Glück bringen und Frankreich gegen Sie einnehmen! Aber da ist Rußland — der Kaiser hat zwar keine Tochter mehr zu vergeben, aber wenn er dem Sohne Ihres Oheims Eugen seine vielgeliebte Tochter gab, so wird er Ihnen seine Nichte gewiß nicht verweigern!"

„Eugenie! Eugenie! was gaukeln Sie mir vor!" fiel ihr Louis in die Rede.

„Ihr Glück!" rief sie mit fester Stimme. „Bieten Sie dem Kaiser von Rußland Ihre Freundschaft, die Allianz mit jenem Frankreich an, das Ihnen nicht entgehen kann und er wird Sie

nicht zurückweisen! Er fürchtet und haßt die Revolution zu sehr, als daß er dem, der sich anbietet, sie zu fesseln, nicht die Hand reichen sollte! Er weiß recht gut, daß Sie, haben Sie erst einmal Frankreich in Ihrer Gewalt, diese Revolution ebensogut entfesseln und wider ihn bewaffnen und führen können! Er wird sich hüten, Sie vor den Kopf zu stoßen, wenn Sie als Pfand der neuen Freundschaft die Hand einer russischen Prinzessin von ihm verlangen! Da ist Katharina, die Tochter seines Bruders Michael. — Sie ist vierundzwanzig Jahre alt und nicht häßlich — Sie werden sie lieben können, wenn auch nur darum, weil sie Ihnen die Brücke bedeutet, die Sie mit den Königen Europa's verbinden soll!"

„Und Sie, Eugenie? Und Sie?" rief Louis Napoleon bewegt.

„Ich entsage gern, wenn ich Sie groß und glücklich weiß, wenn ich Sie Ihr Ziel erreichen sehe! Wenn Sie aber wider menschliches Vermuthen Unglück haben sollten — wenn die Könige in selbstmörderischer Verblendung Sie nicht für ebenbürtig halten, wenn sie Sie den Parvenu fühlen lassen sollten: dann kommen Sie zu mir,

Louis, dann will ich Ihnen im Unglück das sein, was ich Ihnen im Glücke ohne Selbstvorwurf nie hätte sein können!"

„O Eugenie!" rief er in überströmendem Gefühle, indem er ihre Hand an sein Herz preßte.

„Lassen Sie uns aufbrechen!" rief sie, indem sie sich das weiche Haar aus der Stirne strich und dann mit einem kühnen Satze in den Sattel schwang.

Er folgte ihrem Beispiele.

Sie ritten lange schweigend neben einander hin — er heftete zuweilen einen langen Blick auf sie, sie aber vermied es ihn anzusehen.

Sie setzte ihr Pferd in immer rascheren Trab und fühlte sich erleichtert, als sie auf eine zahlreichere Gruppe von Jagdgenossen stieß.

Er aber blieb den Tag über nachdenkend — er hatte sich schon vielfach in seinen Gedanken mit dem Czar aller Reußen beschäftigt, jetzt dachte er vollends unausgesetzt an ihn.

Und an seine Nichte Katharina?

Vielleicht auch.

Aber ebenso gewiß mischte sich in diesen letzteren Gedanken immer ein schmerzliches Aufseufzen, das der geliebten Rathgeberin galt.

Eugenie schien ihm die Nymphe Egeria zu sein, wenn er sich als Numa Pompilius dachte — —

— — — — — — — — — — — — — —

Daheim aber erwartete die Gräfin von Theba ihre Tochter und wiegte sich dabei maßlos in weitgreifenden, ehrgeizigen Plänen . . . . sie hätte es vielleicht sehr übel aufgenommen, wenn sie gewußt hätte, in welcher gefährlichen Art Eugenie eben va banque spielte.

Neunzehntes Kapitel.

Rastatt.

Die beiden Vettern, welche vor der Welt mit glücklichem Erfolg die Comödie eines Bruderzwistes aufführten, waren wieder einmal zu friedlicher Unterhandlung zusammengetreten, bei welcher sie sich durchaus nicht als feindliche Brüder geberdeten.

Ein Papier, das Napoleon seinem Vetter Louis überbracht hatte, war diesem zu Kopf gestiegen und hatte ihn nachdenklich und einsilbig gemacht.

„Sie sehen, lieber Vetter," commentirte der Sohn Jerôme's das Blatt, auf das sein Vetter sinnend niederblickte, „die Deutschen haben ein gutes Gedächtniß. Sie haben sich in ihren Aengsten und Nöthen erinnert, daß mein Vater einmal ein Stück

von einem deutschen Duodezkönig gewesen und daß, wenn es nach Recht ginge, der Großherzog von Kassel und der König von Hannover vor mir im Staube lägen und ich König von Westphalen wäre. Sie betrachten mich als einen halben Deutschen und sinnen mir an, in der Nationalversammlung die Annexirung der aufständischen Provinzen an Frankreich zu beantragen. Da wird uns in optima forma der Rhein angetragen. Wir brauchen nur zuzugreifen, um das wegzubekommen, wornach der Großsprecher Thiers vor neun Jahren mit dem Munde ausgriff. Es ist freilich nur ein revolutionäres Comité, welches hier einen so undeutschen Commentar zu dem „Sie sollen ihn nicht haben" geschrieben hat — aber wer kann bei der Confusion, die gegenwärtig in Deutschland herrscht, entscheiden, welche Gewalt legitim, welche illegitim sei? Der Großherzog von Baden ist ein Mann ohne Land, der König von Bayern besitzt die Rheinpfalz nur noch dem Namen nach — die faktische Gewalt ist bei den Aufständischen und wenn uns diese ein Stück Deutschland offeriren, warum sollen wir es verschmähen und Nein sagen?"

„Wir werden Nein sagen!“ rief Louis Napoleon entschlossen. „Ich habe an Rom genug, und fühle keine Lust, mir auch noch eine deutsche Frage auf den Hals zu laden. Mögen die Deutschen zusehen, wie sie unter einander fertig werden — die Franzosen haben jetzt keine Zeit, an den Rhein zu denken. In kurzer Zeit werden die Preußen die Aufständischen in der Pfalz und in Baden vor sich hertreiben wie eine Heerde Schafe. Ich hätte gewünscht, lieber Vetter, Sie hätten sich in diese Sachen nicht eingelassen — ich sehe da nichts Gutes herauskommen!“

„Wie aber,“ beharrte der Andere, „wenn sich einer der festen Plätze, welche die Aufständischen in Deutschland in ihrer Gewalt haben, für uns erklärte? Wenn beispielsweise die Besatzung der Reichsfestung Rastatt ein Pronunciamento zu Gunsten Frankreichs machte, wenn sie die Franzosen gegen die Armee des Königs von Preußen zu Hilfe riefe? Könnten wir Frankreich einen populäreren Krieg bieten als jener wäre, der sich entspänne, wenn wir zugriffen? Und würde ein Krieg, den wir schon mit einem so kostbaren Faustpfande, wie Rastatt es ist,

begännen, nicht die besten Resultate in Aussicht stellen?

„Sie gaukeln mir da etwas vor, was nie zutreffen wird!“ sagte der Präsident trocken. „Rastatt unser — wir sollten ohne Schwertstreich in eine der ersten Festungen Deutschlands einziehen — herbeigerufen von den Deutschen — unmöglich!“

„Was hielt Ihr Onkel, der Kaiser, von dem Worte, das Sie soeben ausgesprochen haben? Nannte er es nicht das Wort eines Narren? Ich sage Ihnen, Vetter, es ist nicht unmöglich, daß uns Rastatt zufällt, wenn Sie anders den Muth haben, Ihre Hand darnach auszustrecken! Ich habe Freunde in Rastatt — diese Freunde und die Bestechung werden das ihrige thun — eines Tages werden wir Rastatt einen Schmerzensschrei ausstoßen und Frankreich aufrufen hören, ihm zu Hilfe zu eilen! Wäre Frankreich dann nicht thöricht, wenn es die Schlüssel Deutschlands zurückwiese? Müßte es nicht vielmehr, ohne viel zu überlegen, seine Bataillone sofort marschiren lassen, um die Festung, die sich ihm anträgt, zu entsetzen? Das Uebrige würde sich dann von selbst finden! Louis der Vierzehnte hat Frankreich zu Elsaß

verholfen — Louis Napoleon kann ihm einige neue deutsche Departements und Festungen zuführen!"

Diesmal widersprach der Präsident nicht — er sah blos nachdenklich vor sich hin und murmelte:

„Wer kommandirt in Rastatt?"

„Ein gewisser Tiedemann!"

„Glauben Sie im Ernst, daß er uns Rastatt überliefern würde?"

„Ich kenne ihn nicht — aber ich will alle Minen springen lassen, sobald Sie mich unbehindert gewähren lassen!"

„Thun Sie, was Sie glauben verantworten zu können — ich wahre mir die freie Hand!" sagte der Präsident nach kurzem Nachdenken.

* * *

In Rastatt kommandirte der Tiedemann.

Wenn wir den Befehlshaber der Festung, welche den Aufständischen in Baden zur Operationsbasis dient, näher kennen lernen wollen, so müssen wir achtzehn Jahre zurückgreifen.

Man schreibt 1831.

Wir sind in Karlsruhe, in der fächerartig gebauten Stadt — in einem Kabinet des Hotels Metternich sitzen zwei Männer.

Der eine ist ein starker Vierziger — ein Jüngling der andere.

Ueber der hohen, heiteren Stirn des Mannes scheitelt sich das noch frische braune Haar zu Jünglingslocken — unter zwei starken Brauen glüht das große, offene Auge — mit freundlichem Lächeln weilt es auf dem Antlitze des Jünglings, der, funkelnden Auges, Wange und Stirn glühend, die Hand des Zechgefährten umklammert hält.

„Es soll anders werden in diesem Deutschland!“ entsprudelt es dem Jüngling, und wie zum Schwure preßt er seine Hand an's Herz, „ich gebe Dir mein heiliges Wort, Vater Börne, es soll anders werden!“

„Du kannst es noch erleben — Du kannst ihn mit vorbereiten helfen, — Du kannst ihn mit verwirklichen, den glücklichen Ausgang!“ sprach Börne mit steigender Begeisterung, „Du bist der Jüngling, ich aber altere! Du siehst, der Juli in Paris hat Deutschland nicht aufgerüttelt, Ostrolenka hat es nicht geweckt, Navarin nicht. Das kam da-

her, weil es noch nicht Zeit war, weil unsere Stimme noch schwach klang und einsam wie die des rufenden Propheten in der Wüste; dem Propheten ist der Erlöser gefolgt — der Erlöser Deutschland's bist Du — nicht Du, Tiedemann, Du schwacher, einsamer Mensch, Du Nichts und sprächest Du mit des Donners brüllendem Organe — sondern Du Jüngling mit der heißen Wange, der heißen Stirn, dem heißen Herzen! Deutschland's Erlöser ist Deutschland's Jugend — und darum dieses Glas Johannisberger der deutschen Jugend!"

„Der deutschen Jugend!" brauste Tiedemann auf, indem er vom Sitze aufsprang, die Gläser klangen wild aneinander — sie zerbrachen nicht — in einer Sekunde wurden sie umgestürzt auf den Tisch gestellt.

„Ich bin gezogen von Göttingen nach Heidelberg, von Leipzig nach Jena — ich habe ihn geschaut den gährenden Most; ich habe sie auch durchwandert die Grüfte zu Wien und Berlin — und was ich gehofft, fand ich. Ein schwarzes Bahrtuch lag über einem stählernen Bild. Lüftete ich mit leisem Griffe das Tuch, schlug ich mit einem Stahlsplitter an das stumme, leblose Bild: da

stob es Funken, in den Muskeln zuckte es, gegen die linke Brust hin hob es sich wie leiser Herzschlag, durch den starren Augapfel blitzte es wie Lichtschimmer, und die Knochen der Hand zuckten konvulsivisch in die Höhe, als läge ein Schwert daneben und sie wollten nach ihm greifen. Der deutschen Jugend werden die Fähnleins zuziehen von der Donau und der Spree — und wie sich an den Geist der Körper willig und gehorsam schmiegt, so werden sie alle aufstehen, die junges, lebendiges Blut in ihren Adern haben, wenn die Jünglinge der hohen Schulen, die Träger des Geistes und des Lebens stoßen werden in die Posaune der Zeit, und von Berg zu Berg werden die Hornsignale schmettern, die Feuerzeichen werden glühen — und der alte Börne wird von Paris her mit der Legion der großen und doch schwachen Geister kommen, die den Druck nicht vertragen konnten im Heimathlande und Asyle suchten an der gastlichen Seine. Und glaubst Du, daß die Mauern von Jericho nicht stürzen werden, wenn Josua die Posaunenrufe ertönen läßt? Glaubst Du, daß die Jugend, welche scheinbar gefesselt und geknebelt dasteht, welche die Muskete

trägt, den Pallasch schwingt und den Mörser bedient im Dienste der Zwingherrn, glaubst Du, daß diese Jugend der Auferstehung standhaft die Verwesung entgegensetzen wird?"

„Ich bin der Erste, der die Verwesung hinter sich wirft wie eine Verpuppung, der der Auferstehung ein Halleluja zujubelt, und mein Wort, Börne, ich stehe für einen starken Jubelchor ein, die Jahre werden ihn noch kräftigen! Ich hab' ihn tausendmal verwünscht, diesen Herrn- und Gamaschendienst, und hab' mich in die Seele hineingeschämt, wie ich die muntern Bursche alljährlich im Herbst ziehen sah in ihre Heimath, die Unterlande, — was würde ich für ein Jahr in Heidelberg geben und für ein zweites in Göttingen!"

Und der junge Mann riß den zugeknöpften Rock auf, daß es klirrte und prasselte, löste die Schärpe los und warf sie auf die Erde, indem er zugleich mit dem Elbogen dem gemüthlich sich auf dem Tische breitmachenden Helm einen Stoß gab, daß er neben die Schärpe hinkollerte.

Börne maß den Jüngling zufrieden lächelnd und rief mit Laune, während jener ein Glas Rheinwein hinunterstürzte:

„Es hat mich längst gewundert, daß solch' ein toller Kumpan, wie da der Johannisberger ist, eine so philisterhafte Nachbarschaft nicht satt bekömmt — dacht' ich mir's doch, der Helm müßte unterliegen — da liegt er — requiescat in pace — er hat ein prächtiges Ende gefunden — mancher dürstende Adamssohn möchte ihn darum beneiden — so ganz con amore durch Rheinwein unter den Tisch geschwemmt zu werden!"

„Ich verstehe!" erwiederte der Jüngling beschämt und unwillig, „Du glaubst, ich habe des Guten etwas zu viel gethan — Du glaubst, ich bin ein prahlerischer Knabe, der in der nächsten Minute nicht weiß, was er im Halbrausche der vorigen geschwätzt? Börne" — und er warf den schlanken Leib stolz in die Höhe, ein vor Begeisterung flammendes Auge begegnete dem ruhigen Blicke des Mannes, der, als wollte er dem Gereizten die doch nur in einer Aufwallung von Humor hingeworfene Anspielung abbitten, dem Jüngling die Hand hinreichte, welche dieser heftig preßte und so lange er sprach, nicht losließ, „Börne — in vino veritas — ich kenne das Sprichwort, obwohl ich kein Heidelberger —"

„Kein Heidelberger Faß bin — nein, das wollte ich auch nicht sagen!“ unterbrach Börne trocken des Jünglings hitzige Rede; es war ihm unmöglich, dem Pathos des Jünglings gegenüber den Humor niederzuhalten.

Tiedemann fuhr im ersten Augenblicke beleidigt zurück — im nächsten hatte er sich schon gesammelt, und ein lächelnder Blick streifte das lauernde Auge des älteren Freundes, der jetzt heiter lachend losbrach:

„Bravo, Bursche, jetzt bitte ich Dich vom Herzen um Verzeihung, wenn ein leiser Versuch zu einem Gedanken sich in mir geregt, der Johannisberger hätte Dir zu viel eingeheizt! Denn wäre dem wirklich so gewesen, so würden sich des Heidelberger Fasses wegen bereits unsere Degen kreuzen!“

Der Jüngling lächelte freundlich, dann nahm sein Gesicht den früheren feierlichen Ausdruck an, und er fuhr fort:

„Ich meinte, trotzdem ich kein Heidelberger Bursche bin, kenne ich das: in vino veritas! Und im Weine soll Wahrheit sein, Börne, und wenn ich mein Wort nicht gehalten, wenn ich nicht ge-

than habe, was menschenmöglich, damit es anders, besser werde in Deutschland — ob heute, ob in einem Menschenalter — dann magst Du mich mit dem Fuße stoßen, Börne, wo wir uns immer begegnen, ob im Leben, ob im Sterben — ob nach dem Tode! Ich habe es gesagt — Gott steh' mir bei, und wenn Gott die Gerechten verläßt, so stehe mir die Hölle bei!"

„Komm her, Du Heidelberger, und laß dich küssen!" rief Börne von Rührung übermannt und drückte feuchten Auges den Gesinnungsgenossen an die Brust.

In diesem Augenblicke erdröhnte auf der Straße dumpfen Schlages die Trommel, der Allarmwirbel heulte heiser durch die abendstillen Gassen — bald darauf vernahm man Hufgestampf, einen rasch abgebrochenen Trompetenstoß, der wie ein Mahnruf klang.

„Unser Zeichen!" rief Tiedemann aufhorchend, „was mag es geben?"

„Fort! fort!" drängte Börne, „der Heidelberger könnte sonst leicht Profosenarrest bekommen!"

„Verdammte Ironie des Schicksals!" murmelte Tiedemann verdrossen, indem er Schärpe und

Helm vom Boden zusammensuchte, und den engen Uniformrock festknöpfte, „es ist leicht möglich, daß ich auf einem nächtlichen Uebungsritte über die Reorganisirung Deutschlands nachdenken kann!“

Börne hatte inzwischen das Fenster geöffnet. Starke Abtheilungen Infanterie passirten die Straße, durch welche sich bald darauf Menschenmassen heftig disputirend und gestikulirend drängten. Man errieth aus einzelnen Lauten, Aeußerungen und Rufen, daß es dem Ständehause zugehe.

„Es muß was Besonderes geben in der Kammer!“ sagte Börne, hastig das Fenster schließend, „ich will hinsehen — in diesem Duodezstädtchen hat man keinen weiten Weg zum Parlament — adieu — wer weiß, ob Du nicht an der Spitze Deines Dragonerzuges noch heute in eine Rotte einhaust, in welcher der Börne Deine Bravour bewundern wird!“

Die Beiden verließen das Cabinet, lachend der Eine, murrend der Andere.

Inzwischen ging es gar stürmisch zu in der zweiten Kammer von Baden, die da leuchtete wie ein schwaches, mahnendes Lämpchen, aufgehängt

über einem bodenlosen Abgrunde, darein Fäulniß, Schimmel und Moder.

Um Deutschland und seine Ehre stand es traurig; ihr einziger Ritter und treuer Paladin war die zweite badische Kammer, in welcher Rotteck und Welcker, Itzstein und Hecker saßen.

Auf den Gallerien wogte es — drunten im Saale war es todtenstill.

Auf die Trübune stieg ein ernster Mann — die Männer der Regierung putzten ihre Gläser und schielten nach der Thür. Es mochte ihnen nicht ganz geheuer zu Muthe sein, wenn sie die Ruhe dieses Mannes verglichen mit der Todtenstille des Saales.

Der Mann auf der Tribune sprach langsam und feierlich.

„Seine Hoheit, der Großherzog haben die Vertreter des badischen Volkes nach Hause geschickt; die Vertreter des Volkes gehorchen dem fürstlichen Befehle in angestammter Treue — aber sie protestiren gegen diese Regierungsmaßregel, mit der man sich ihrer im wichtigsten, im entscheidenden Augenblicke, in einer großen Staatskrise entledigen will. Sie protestiren — nicht so, meine Herren?“

Die Kammer erhob sich wie ein Mann.

„Wir protestiren!" rauschte es durch den Saal, dann wurde es wieder still.

Eine Sekunde — und ein Beifallssturm der Gallerien durchbrauste das Haus, und fand in den vor dem Gebäude versammelten Massen ein begeistertes Echo.

Die Männer der Regierung putzten abermals ihre Brillen, und wieder kokettirten sie mit der Thür und lugten nach dem Manne im schwarzen Fracke aus, ob es ihm noch nicht beliebte, von der Tribune herunterzusteigen, von der sie ihn doch so leicht mit Hilfe einer schwachen Infanteriekompagnie hätten herunterjagen können.

Und doch bebten die Männer des Portefeuilles, und das Räuspern des ernsten, ruhigen Mannes klang ihnen fürchterlicher denn des Gerichtes Posaunen — und auf dem Platze bivouakirte schon ein halbes Regiment Infanterie und zwei Eskadronen Dragoner hatten Straßen und Zugänge gesperrt.

Als es wieder still geworden war in dem Hause, so still, daß man das ängstliche Stöhnen der Portefeuillesinhaber vernehmen konnte, erhob

der Redner auf der Tribune wieder seine Stimme — energisch und markvoll, dabei aber doch ruhig und affektlos.

„Seine Hoheit, der Großherzog haben die Preßfreiheit, die Sie vor einem halben Jahre beim Zusammentritt dieser Kammern auf den Antrag ihrer getreuen Stände den badischen Landen gnädigst bewilligt, zurückgenommen und ein Preßgesetz, ohne die Kammern zu Rath zu ziehen, allerdings nur provisorisch, oktroyirt. Die gesetzmäßigen Vertreter des badischen Volkes protestiren gegen diesen Akt mit dem ganzen Ansehen ihrer Sendung. Sie protestiren, meine Herren, nicht so?"

Und wieder erhoben sich die Edlen des Landes wie ein Mann und wieder erscholl es:

„Wir protestiren!"

Und als der Beifallssturm des Volkes sich gelegt, ertönte aus dem fernsten Winkel der Gallerie eine einsame, kräftige Stimme.

Börne, der Humorist war's, der sagte:

„Bravo, Rotteck, die Preßfreiheit, oder hol' Euch Alle der Teufel!"

„Die Preßfreiheit, oder hol' Euch Alle der Teufel!" wiederholte stürmisch die Menge.

Der Mann auf der Tribune lächelte — dann bewegte er leicht die Hand.

Und nochmals wurde es stille, und nochmals wanden sich die Männer des Regimentes auf glühendem Roste.

Der Schreckliche sprach:

„Die Herren Schriftführer mögen die Proteste zu Protokoll nehmen — wir haben nichts mehr zu sagen. Es lebe das badische Volk und Seine Hoheit der Großherzog!“

„Es lebe das badische Volk und . . . .

Der Schluß des Lebehochs, das die Kammer wiederholte, verhallte in dem Toben der Menge. Der Saal leerte sich, die Männer des Regimentes fuhren mit der Hand zagend nach der Brusttasche, sich zu überzeugen, ob der Blitz aus dem Auge des Fürchterlichen das Portefeuille nicht zu Asche gebrannt.

Rotteck wurde von dem Volke auf den Armen hinausgetragen.

Mitten unter der Schaar ging stolzen Schrittes der Mann, der in der Kammer gerufen:

„Die Preßfreiheit, oder hol' Euch Alle der Teufel!“

Niemand kümmerte sich um ihn, Niemand grüßte ihn, Niemand drückte ihm die Hand oder sah ihn auch nur an. Um die Lippen des Einsamen spielte ein satyrisches aber doch nicht boshaftes Lächeln.

Man hatte Unordnungen gefürchtet, aber als ob es gälte, die getroffenen Maßregeln zu verhöhnen, wälzten sich die Massen ohne das geringste Excesse zu begehen, wenn auch lärmend und aufgeregt, durch die längst des Ständehauses aufgestellten Infanteriespaliere und Dragonerpikets hin.

An der Spitze eines Zuges der Letzteren lugte Lieutenant Tiedemann spähend von seinem erhabenen Sitze aus, ob er den Freund nicht erschaue. Plötzlich rief er, den Gefundenen mit einer Säbelbewegung zu sich winkend:

„He, Börne, meine Seele dürstet schon nach der Lösung des Räthsels, wie einst die Zunge der Israeliten nach dem Felsenquell und dem Manna dürstete. Warum stehen wir denn hier, warum werden wir auf hohe Ordre hier die Nacht hindurch bivuakiren?“

„Das hat sein eigenes Bewandtniß!“ entgegnete Börne geheimnißvoll, indem er die Stirn

in Falten und die Brauen in die Höhe zog, „es ist was los!“

„Wo denn?“ fragte der Officier neugierig, „von hier aus übersieht man doch alle Straßen — und wir haben meines Wissens keine Proletarierstadttheile!“

„Es ist doch was los!“ erwiederte Börne bedächtig die Achseln zuckend.

„Aber wo denn?“ brummte der Kriegsmann ungeduldig.

„Man weiß noch nicht — ein europäischer Fürstenkongreß, der wohl nächstens zusammenberufen wird, soll erst die Frage entscheiden, wo eigentlich etwas los ist — für heute ist's nur eine kleine Komödie, ein Prologus: die Deputirten sind nach Hause geschickt und mit der Preßfreiheit sind wir am Rande!“

„Bagatellen!“ murmelte Tiedemann finster und gab etwas von seiner Wuth in einem Spornstoße an das Pferd ab.

„Adieu, Herr Lieutenant — wenn man morgen mit dem Frühesten vom Bivouak fortkommen kann, besuche man mich — ich will in acht Tagen in Frankfurt und über diese seichte Furt

hinweg in Frankreich bald sein. Ich halt's hier nimmer länger aus. Die Olga mit der Esther schickst Du mir wohlverpackt nach, sobald Du sie satt bekommen hast. Ich reise vor der Hand per pedes Apostolorum. Adieu, Herr Lieutenant — und während ich in Paris meine Legion zusammenstelle, vergessen Sie die deutsche nicht, damit wir einmal auf ähnliche Kleinigkeiten wie die Sprengung einer Kammer oder die Oktroyirung der Censur einige Kraftsentenzen zur Antwort geben können, die vielleicht mehr Wirkung haben sollen, als Rotteck's salbungsvolle Proteste!"

„Mein Wort — ich will über dieser Antwort studiren, wie ein Anachoret über seinen heiligen Büchern und ein Rabbiner über seinem Talmud."

Den Abschiedsgruß der Freunde störte das Kommando: „Abgesessen!"

„Was war das wieder für ein gelehrter Jude, mit dem Du so lange konversirtest?" fragte Dragonerlieutenant Prutt, als die Offiziere zur gemüthlichen Unterhaltung zusammentraten; „am Ende widerfährt unserem Regimente die Ehre, daß aus seiner Mitte ein Proselit des Judenthums hervorgeht! Wer weiß, ob in Dir nicht

ein neuer Spinoza der Welt erwächst — Dein würdiger Freund hat ganz das Aussehen des berüchtigten Judenreformators Uriel Akosta!"

„Ich weiß nicht, ob Uriel Akosta, wenn er in moderner Gestalt wieder auftauchte, seine Anhänger in unserem Regimente suchen würde!" lautete die spitze Antwort.

„Ei Du listiger Schalk!" rief Lieutenant Moorgans, „rechnest Du Dich denn noch zu unserem Regimente? Du möchtest nach beiden Seiten hin fischen — hier steht Dir die Offiziersschärpe und der großherzogliche Monatbezug recht gut an, während Du auf der anderen Seite den Vornehmen spielst, den Externisten, der an der Militärkost nur pro forma theilnimmt, um privatissime an ganz anderem Naschwerk sich zu vergnügen."

„Darum macht Freund Tiedemann heute solch ein grimmiges Gesicht!" ergriff Lieutenant Sarg das Wort, „daß er sich füglich unter die Schwarzfräcke placiren könnte, die wir eben an uns vorbeidefiliren ließen, nachdem man die Pforte des Ständehauses hinter ihnen geschlossen hatte. Mancher dieser Väter des Vaterlandes ließ unserem Freunde seine hohe Protektion zukommen, und

während wir Bären die kostbare Zeit in kameradschaftlichen Trink- und Spielgelagen verpraßten, ökonomisirte unser würdiger Tiedemann viel besser mit dem unersetzlichen Schatze und spazierte durch Flur und Wald Arm in Arm mit einem der Volksvertreter und großen Literaten Deutschlands, sog Weisheit von des Mentors Lippen, und streifte nur mit Ekel und Widerwillen von den Weltbeglückungsplanen auf den Exercierplatz ab!"

„Ich muß gestehen, der Exercierplatz hatte nie große Reize für mich!"

„Das begreift sich," meinte Prutt „und Freund Tiedemann hat allerdings triftige Ursachen, den Exercierplatz fad zu finden. Wenn Ihr nur erst die reizende Jüdin gesehen hättet, welcher unser Kamerad auf Tod und Leben den Hof macht!"

Tiedemann fuhr bei dieser undelikaten Anspielung wild in die Höhe, ein heißes Wort sprudelte ihm gegen die Zunge — aber schon hatte er sich gebändigt, gleichgiltig kehrte er dem Sprecher den Rücken, und that einen Schritt, als wollte er den Kreis verlassen.

„Nichts da!" schrie Moorgans lustig, packte Tiedemann bei der schlanken Taille und drehte

ihn um, „wir haben Deine hochmüthigen Spitzworte mit Anstand hingenommen, wie es ruhigen, kaltblütigen Jünglingen geziemt, zeige auch Du jetzt, daß Du ein verträglicher Junge bist, der Gleiches mit Gleichem vergilt und nicht gleich knurrt wie ein gereizter Löwe. He — zeige uns Dein Gesicht, wackerer, verliebter Bursch!“

„Es hat seine Richtigkeit!“ jubelte Sarg, „seht nur, Kameraden, wie sich der Junge schämt — bis über die Ohren hinauf ist das Gesicht blutroth — das ist Einer aus der romantischen Schule, ein Verehrer der verschleierten Venus, der tiefgeheimen, mondlichtgewürzten Liebe — nun, so thu nur nicht gar so blöde, wenn wir den Vorhang lüften — es geschieht ohne böse Absicht einer Profanation des jüdischen Engels N. N. — oder, wie er sonst heißt, — he, Prutt — löse uns das Räthsel!“

„Wahrscheinlich Rebekka oder Judith oder Esther,“ rieth Moorgans.

„Weit vom Schuß!“ lachte Prutt und setzte mit triumphirendem Pathos hinzu: „Olga heißt sie — Fräulein Olga“ —

„Schweig!“ donnerte Tiedemann, „kein Wort

weiter, oder wir werden augenblickliche Abrechnung halten!"

Tiedemann's Hand fuhr nach der Klinge.

„Sachte, sachte!" entgegnete Prutt ruhig; „morgen bin ich zu jeder Erklärung bereit — heute muß ich mir schon die Freiheit nehmen, unseren Freunden zur Verkürzung der Nacht eine getreue Schilderung Fräulein Olgas zu geben — wenn uns Freund Tiedemann nicht noch besser und angenehmer unterhalten will, indem er uns die Holde von Angesicht zu Angesicht zeigt. Ich erlaube mir zu bemerken, daß dies durchaus kein eigennütziger Wunsch ist, denn ich habe bereits den Anblick ihrer Reize genossen, wenn auch nur durch einen Schleier — unsere würdigen Freunde werden aber gewiß ein großes Gelüste verspüren, sich gleichen Glückes mit mir rühmen zu dürfen!"

„Bravo!" jubelten die jungen Leute, „Tiedemann muß uns mit der schönen Olga bekannt machen!"

„Und das augenblicklich, ohne Umschweife und Ausflüchte!" intonirte Moorgans, und ergriff Tiedemann am rechten Arm, während sich Sarg des linken bemächtigte, und nun begann ein ko-

misches Zerren und Widerstreben, das durch wüthende Aeußerungen des Ueberrumpelten gewürzt wurde. Die Uebermüthigen beorderten die Unteroffiziere mit dem Interimskommando der Mannschaft für die halbe Stunde, die der Scherz in Anspruch nehmen dürfte.

„Ich weiche aber nicht von meinem Posten!“ rief der Gefolterte entschieden. „Ihr bringt mich nur todt vom Platze!“

„Vorwärts, Kameraden, packt ihn kräftig — er muß uns selber den Weg zeigen!“ rief Prutt lachend.

„Schleppt mich, wohin Ihr wollt — ich spreche kein Wort und rühre nicht Fuß, nicht Hand!“

„Wenn dem so ist,“ rief Prutt lachend, „so müßt Ihr Euch schon bequemen, den widerspenstigen Jungen zu tragen — ich werde den Führer machen — vorwärts, Freunde, Louisenstraße Nr. 11 — wenn ich auch die Ziffern nicht erkennen sollte — das kleine, einstöckige Häuschen finde ich doch heraus!“

Und die Muthwilligen schleppten ihn wirklich fort.

Prutt führte sie.

In fünf Minuten war man in der Louisenstraße und hielt vor dem kleinen Hause still.

„Wenn Ihr einen einzigen Stein dieses Hauses anrührt," brüllte Tiedemann, „so sollt Ihr mir morgen einer nach dem andern vor die Klinge!"

„Acceptirt!" rief der tolle Chor und die Faustschläge dröhnten gegen das Thor, dessen Klingel zugleich heftig gezogen wurde.

„Schnaufe Dich ein wenig aus, Kamerad!" bemerkte Prutt spöttisch, „damit Du in fein behäbiger Stimmung und Laune unsern Cicerone spielen kannst! Oder," setzte er mit einer höflichen Verbeugung hinzu, „willst Du mir auch in den heiligen Hallen das Führeramt überlassen? Ha — mir däucht, der Parlamentair erscheint!"

In der That wurde jetzt ein Fenster des ersten Stockes geöffnet, ein mit einer Schlafhaube bedeckter Kopf ward sichtbar und eine wohltönende männliche Stimme fragte höflich:

„Darf ich nicht fragen, welche Deputation mich Unwürdigen zu so ungewohnter Stunde heimsucht? Braucht Deutschland einen neununddreißigsten Fürsten? Sie sehen, meine Herren, auch zu

diesem schwierigen Amte bin ich gerüstet, ich habe schon die Schlafmütze auf!"

„Verrammle die Thür, Börne!" schrie Tiedemann von unten, „und laß keinen von diesen Nachtschwärmern hinein — es sind lauter angetrunkene Kameraden! Schlage ihnen das Fenster vor der Nase zu, oder gieße ihnen eine Kanne Wasser auf den Kopf!"

„Es ist des Parlamentirens genug!" rief Prutt barsch. „Die Schlafmütze im ersten Stock wird höflichst gebeten, uns das Haus zu öffnen; dagegen garantiren wir volle Sicherheit des Lebens und Eigenthumes. Wir werden uns nur die Hausinsassen mit Muße und bei gehöriger Beleuchtung ansehen und dann wieder ruhig abziehen!"

„Wenn ich aber bemerke, daß ich dermalen der einzige Hausinsasse bin, und daß ich als deutscher Mann in keiner besseren Beleuchtung gesehen werden kann, als in der Dunkelheit, die Schlafmütze auf dem Haupte?"

„Ohne Spaß — will der erste Stock kapituliren und uns die Schlafhauben zeigen, denn nach der Schlafmütze gelüstet es uns nicht — wir ga-

rantiren nochmals Schutz der Person und des Eigenthums."

„Ich erbitte mir eine Minute Bedenkzeit — ich will Kriegsrath halten mit der Besatzung!"

„Zugestanden!" replicirte der Straßenchor.

„Wenn man den Schlüssel zu einem Harem erwartet," bemerkte Prutt lustig, „kommt es Einem auf eine Minute mehr oder weniger nicht an; denn glaubt Ihr, ich habe Euch Olgas wegen allein hergeführt? Beileibe nicht! Hier hausen zwei Houris, die eine an Reizen mit der anderen wetteifernd — nicht wahr, Freund Tiedemann?"

Tiedemann hatte die Lippen fest zusammengepreßt; man vernahm nur ein leises Knirschen der Zähne, zornbleich war das Antlitz und aschfarben die Stirn geworden, im Boden wurzelte sein Auge, er sprach kein Wort.

In einigen Sekunden hörte man Tritte in der Flur, gewahrte Licht, bald arbeitete eine starke Hand am Schlosse, und jetzt stand die Schlafmütze vor den nächtlichen Gästen, die verbindlich grüßend die Hand an den Helm legten.

„Eins, zwei, drei — vier edle Häupter!" zählte der Pförtner, der die Kerze hoch in der Hand

hielt, wie um dieselbe gegen eine mögliche hinterlistige Attaque sicher zu stellen, „es ist nur Schade, daß ich blos sechs Flaschen Wein im Hause habe — einen solchen Pappenstiel getraue ich mich kaum so vornehmen Gästen vorzusetzen!“

„Sehr obligirt für den zugedachten Wein!“ lachte Prutt, „wir präsentiren uns keineswegs zu einem Gelage — wir sind Kunstjünger, und was uns hergetrieben hat, ist die Sehnsucht, das Vollkommenste zu schauen, damit wir mit den Idealen, die das Leben Anderer durchstrahlen, die unbedeutenden Wirklichkeiten vergleichen können, mit welchen wir uns leider amüsiren müssen. Olga und Esther ist unsere Parole!“

Börne warf einen fragenden Blick auf Tiedemann.

Dieser schien für nichts mehr Sinn und Auge zu haben, er stand da, die Arme verschränkt, den Blick in die Erde gewurzelt.

Der gedrängte Hauspatron überlegte einen Augenblick; er maß die drei muthmaßlich vom Weine encouragirten Cumpane — was wollte er mit ihnen auf der Straße anfangen, wo ihnen beim geringsten Lärm leicht Succurs zukommen

konnte — droben in den Gemächern ließe sich mit Hilfe Tiedemanns viel leichter operiren, wenn sie etwas Ungebührliches im Sinne trügen.

Mit der höflichsten Miene überließ er ihnen den Vortritt.

Während sie die Treppe hinaufstiegen, redete ihn Prutt verbindlich an:

„Sie verzeihen, mein Herr, es handelt sich um einen ästhetischen Streit, der augenblicklich entschieden werden soll. Mein würdiger Freund und Kamerad Sarg hat eine Schönheit in Karlsruhe aufgefunden. Madame Esther Wolf soll ihr Name sein, ihr Logis dies Haus. Moorgans, auch ein würdiger Freund und Kamerad, den ich hier die Ehre habe vorzustellen, behauptet ingleichen eine unvergleichliche Schönheit entdeckt zu haben, deren Namen unter den Erdenbewohnern Olga und deren Logis merkwürdigerweise gleichfalls dies Haus ist. Mich haben nun meine Freunde zum ästhetischen Kommissär, zum Paris erwählt, und meine Mission geht dahin, in Beisein der beiden Entdecker der Gestirne Intensität, Glanz und Farbe ihres Lichtes zu studiren und ihren Rang neben oder übereinander festzusetzen."

„Die Gestirne sollen sogleich ihren Lauf vor Ihrem kunstrichterlichen Auge antreten!“ entgegnete Börne lächelnd, und da man unterdessen im Vorgemache angekommen war, fragte er laut durch die geschlossene Thür:

„Habt Ihr einige Toilette gemacht, Kinder?“

„Na, was wird's sein?“ ließ sich von Innen eine näselnde, durchdringende, weibliche Stimme im jüdischen Dialekte vernehmen „wirst uns doch nicht Gäste zuführen um Mitternacht?“

„Allerdings, mein Schatz!“ rief Börne munter, „bereite Dich vor, einige vornehme Herren zu empfangen, die Deinen Reizen zu huldigen kommen; Du siehst, Engel, die Herren haben Geschmack — also, geschwind mach' auf und laß Dein Licht einmal auch vor Andern leuchten, als vor Deinem treuen Schäfer.“

Die Thüre wurde aufgeriegelt, die jungen Leute drängten sich in's Gemach.

Börne ging auf Esther zu, nahm die alte Frau, die nie hübsch gewesen war, bei der Hand und führte sie Prutt zu.

„Ich habe die Ehre,“ sagte er im jovialen Tone, „Ihnen meine süße Esther vorzustellen, ein

Wesen, dessen volle Reize Ihnen nicht der erste Anblick offenbart. Ihre Haupttugend, die mir den Engel unschätzbar macht, ist die außerordentliche Kunstfertigkeit im Verfertigen von Torten und Kuchen, die süß sind wie dies Händchen!“

Und er küßte in der That das welke Händchen, während die mit einem weißen Leibchen, einem Rocke und einer Nachthaube von gleicher Farbe bekleidete Dame ihn verwundert ansah.

„Ich muß gebührend auch andere rühmenswerthe Eigenschaften erwähnen, die meinen Schatz zieren,“ fuhr Börne fort, „dies Käppchen, dieser Schlafrock, dieser Pantoffel — sie alle sind lauter Herolde weiblicher Sorgfalt, weiblichen Kunstfleißes; sogar meine warmen Fußsocken sind von Esthers lieber Hand gestrickt“ —

„Es bedarf nicht größeren Lobes!“ unterbrach Prutt den humoristischen Liebhaber, „ich bitte, mir jetzt Nummer zwei vorzustellen: Schön Olga!“

„Sie müssen mich entschuldigen, meine Herren — aber die lange Deklaration hat mich total heiser gemacht; den Werth Olgas wird Ihnen wohl Freund Tiedemann expliziren müssen, er verlegt sich seit einiger Zeit darauf, ihn zu studiren!“

Tiedemann stand mit dem Rücken gegen die Gesellschaft am Fenster. Nicht weit von ihm in einem dunklen Winkel des Gemaches saß Olga, abwechselnd den schlanken Jüngling musternd und dann wieder ihre Aufmerksamkeit der seltsamen Scene, die sich inmitten des Zimmers abspielte, zuwendend. Das Zucken der bläulichen Lippe, die blau angeschwollenen Adern auf Tiedemanns Stirn, die Hand, die zuweilen nach dem Degengriffe fuhr, dies Alles verrieth ihr den Groll, der in seiner Brust gähren mochte. Leise erhob sie sich daher, die schwarzen Locken strich sie aus der blendend weißen Stirn und ehe die muthwilligen Kameraden auf den Gereizten einstürmen konnten, stand sie vor den höchlich Ueberraschten, und fragte sanft:

„Was wünschen Sie, meine Herren?“

Ein Murmeln der Bewunderung war die Antwort der ehrerbietig einen Schritt Zurücktretenden.

Wäre Tiedemann in ruhigerer Stimmung gewesen, er hätte sich durch diese unwillkürliche Huldigung befriedigt finden müssen.

Der aber sah und hörte nichts.

„Noch einmal, meine Herren," fragte die Schöne mit imponirender Ruhe, „wenn ich einen Theil der Ehre Ihres Besuches auf mich beziehen darf — was ist Ihr Begehr?"

„Sie zu sehen und zu bewundern!" entgegnete Prutt sich achtungsvoll verneigend.

„Und Ihnen die alabasterne Hand zu küssen, Donna, wenn Sie es erlauben!" setzte Moorgans kecker hinzu und griff nach Olgas Arm.

„Wagen Sie es, diese Dame zu berühren!" donnerte Tiedemann, und mit einem Satze war er bei der Gruppe und erhob seine Faust drohend gegen den Zudringlichen.

Moorgans zog seinen Degen.

„Tiedemann!" rief Börne kaltblütig, „ich glaube, dieser Herr hat Lust sich zu schlagen — wir können ihm dienen. Wir waren nicht umsonst in Göttingen — Jemand wird wohl die Güte haben, mir seinen Spieß zu leihen — ich schließe die Thür!"

Die Frauen protestirten lebhaft, Börne schnitt ihre Einwände kurz ab:

„Euch galt die Beleidigung," sagte er „vor Eueren Augen wollen wir für sie Rechenschaft fordern!"

Die Sache wäre jedenfalls sofort ausgefochten worden, wenn nicht zufällig im letzten Moment, als die Kämpfer schon auf einander loszugehen Miene machten, ein Trompetensignal, welches von der Straße aus ziemlicher Entfernung heruftönte, den Kampf verhindert hätte, indem es die Offiziere zu ihren Truppenkörpern rief und gebieterisch an ihre Pflicht mahnte.

„Wir fechten die Sache aus, sobald wir dienstfrei sind!“ rief Moorgans, seinen Degen in die Scheide steckend.

„Meinetwegen, obwohl mir diese Verzögerung keine Freude macht!“ murrte Tiedemann, sich unmuthig fügend.

Das Duell fand wenige Stunden darauf wirklich in bester Form statt und zog Moorgans eine leichte Verwundung zu.

Tiedemann verließ den Kampfplatz mit dem festen Entschlusse, aus einer Kameradschaft, die ihm verhaßt geworden war, auszuscheiden, dem Gamaschendienste für immer Valet zu sagen.

Er führte diesen Entschluß auch sofort aus. Er mochte keine Stunde länger mehr dienen. Es drängte ihn, aus den zerfahrenen, kleinlichen Ver-

hältnissen herauszukommen, festen Boden unter sich zu gewinnen. Von Deutschland war doch jetzt noch nichts zu erhoffen — er wollte nach Griechenland gehen, um sich dort für den Kampf, der doch einmal in Deutschland ausbrechen würde, vorzubereiten und zu stählen. Griechenland war eine gute Schule, und dort galt auch ein Mann noch etwas. Dort war die Begeisterung für die Freiheit keine verpönte Sache. Dorthin zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Ehe er sein Vaterland verließ, wollte er noch von Börne und Olga Abschied nehmen.

Beide hatten, Esther als Dritte im Bunde, Karlsruhe verlassen und sich vorläufig nach Frankfurt gewendet, wo Börne seine letzten Vorbereitungen zu der Reise nach Paris traf.

Esther und Olga sollten ihm dahin folgen.

Einige Tage, nachdem Tiedemann den Dienst quittirt hatte, machte er sich, den Abschied in der Tasche, auf den Weg nach Frankfurt.

Er ging zu Fuße und nahm die Richtung über Heidelberg.

Nach Heidelberg zog es ihn, weil die dortigen Studenten ein Verbrüderungsfest im schönen Neckar-

thale feiern wollten, zu welchem sie auch Börne eingeladen hatten.

Er brauchte nicht lange zu gehn. Als er in das Thal einlenkte, in dessen Mitte Heidelberg wie eine Lilie aus einem grünen Beete hervorragt, sah er sich bald von flotten Burschen umringt, und in einem Handumdrehen war auch Vater Börne da.

Waren das prächtige Gestalten, diese Burschen von Heidelberg! Ungelenk manche noch, im Aufschießen erst begriffen, aber frei und kühn, schlank und hoch wie die Tannen des Waldes! Kokett herauswattirte Marsjünger waren's freilich nicht, welche die Taille in die Tortur des engen Waffenrockes zwingen; auch keine Komödianten mit affektirt sich wiegendem Oberkörper und gedrechseltem Gange; auch Tanzmeister nicht mit mathematischer Berechnung des Schrittes—aber Burschen waren's, frisch wie Märzgrün, blühend wie duftige Mailuft. So ungezwungen saß das Cereviskäppchen auf den blonden Locken, so ritterlich gürtete sich der Schläger um die Hüfte!

Und war das ein Jubel, mit dem Vater Börne empfangen wurde. Es fehlte nicht viel, so hätte man ihn auf den Händen getragen.

Und als man im Schatten der Bierfässer lagerte, als die Pfeifen dampften und der Humpen von Hand zu Hand ging, als Tiedemann mit glühender Wange erzählte, daß er den Militärrock ausgezogen und daß ihm Angenehmeres nicht hätte passiren können, als in Heidelberg, in der biedern Burschen Mitte zu leben, ein „Fuchs", wenn er sich eben nicht schon vorgenommen hätte, als Freiheitskämpfer nach Griechenland zu gehn: da war des Jauchzens, Tobens und Zutrinkens kein Ende.

Es ging lustig zu in dem schönen Heidelberger Thale — aber Tags darauf schon stellte sich der Katzenjammer ein.

Die badischen Behörden witterten politischen Unrath hinter dem harmlosen Ausfluge der Studenten, die Polizei legte sich auf's Spioniren und Inquiriren und Tiedemann sagte zu Börne, als er diese deutsche Misere sah:

„Börne, mir geht ein unaussprechlicher Ekel durch die Seele. Dies Deutschland ist heute noch ein Loch, für Hunde zu schlecht. Ich kann die Komödie nicht länger mit ansehen, wenn mich vor Aerger nicht der Schlag treffen soll! Ich gehe

— bewahre mir Olga — wenn Deutschland ruft, siehst Du, sieht sie mich wieder! Wenn ich ein freier Mann auf freiem deutschen Boden stehen kann, dann hole ich mir meine Braut — früher nicht!"

Und er ging.

Olga war es zufrieden, daß er erst wiederkäme, nachdem er die Freiheit des Vaterlandes hatte mitbegründen helfen.

Sie ging mit Vater Börne nach Paris und blieb bei ihm, bis er starb. Er starb so zu sagen am gebrochenen Herzen, da es ihm nicht gelungen war, die Geister so in Bewegung zu setzen, wie er es einst gehofft hatte.

Mit Börne brach der Stab zusammen, an dem sich Olga emporgerankt. Sie sah, daß es mit Deutschland nicht besser wurde, daß der Geliebte noch immer nicht kam, ja daß keine Aussicht vorhanden war, daß er so bald kommen würde.

Das machte sie tiefsinnig.

Wirre Gedanken überkamen sie zuweilen. Sie sah den heiß ersehnten Freiheitskampf ausbrechen, aber ihrer Freude setzten schlimme Ahnungen sofort einen Dämpfer auf. Sie sah den Fremden

sich mischen in die Händel der Deutschen, sah ihn, während sich in Deutschland der Verjüngungsprozeß vollzog, ein Stück des schönen Deutschlands an sich reißen. Sie dachte an den Elsaß — sie sah den Franzosen ausgreifen nach dem Rheinlande, nach Köln und Mainz, nach der Pfalz und Baden und mitten in ihrer Exaltation rief sie nach Tiedemann und forderte ihn auf, kein Stückchen von Deutschland den Fremden preiszugeben. In ihren Phantasieen spielte Rastatt immer eine große Rolle. In Rastatt hatte Tiedemann in Garnison gestanden, in Rastatt hatte sie ihn kennen gelernt, als sie dort einmal bei Verwandten zu Besuch gewesen — und durch sie erst hatte ihn Börne kennen gelernt.

„Rastatt ist die Perle Deutschlands," murmelte sie, wenn die bösen Gedanken über sie kamen, „ich sehe die Franzosen nach Rastatt ausschielen und aus den Verjüngungsstürmen in Deutschland Nutzen ziehen — wenn sie Rastatt haben, ist Mainz gelähmt, ist die Mainlinie in ihrer Gewalt, sind sie die Herren Deutschlands und können diesem die Bedingungen diktiren, unter welchen es frei sein darf! O daß Tiedemann in Rastatt wäre —

er würde nicht zugeben, daß der Feind dort festen Fuß faßte, daß Deutschland einen Fuß breit Erde verlöre!“

Und als Olga immer kränker wurde, trennte sie sich von Esther und zog nach Rastatt.

„Ich will in Rastatt sterben,“ sagte sie, „vielleicht wird ihm das eine Mahnung sein! Vielleicht wird er mich verstehn!“

Und sie starb in Rastatt.

Tiedemann hatte Kenntniß davon, daß sie langsam zu Grunde ging. Er litt unsäglich, der Gedanke an sie und an Deutschland trieb ihm brennende Thränen in die Augen — aber er blieb, wo er war. Er wußte, daß er in ihrem Geiste handelte, wenn er nicht zu ihr, wenn er nicht nach Deutschland kam, so lange dieses letztere nicht seine Auferstehung feierte.

Aber wenn er auch selbst nicht kam, so sorgte er doch dafür, daß ihr zuweilen eine freundliche Hand das Kissen zurecht rückte, auf das sie ihr lebensmüdes Haupt legte, daß zuweilen Jemand mit ihr von Deutschlands Hoffnungen, von Deutschlands Zukunft sprach, daß ihr ein guter Geist ab und zu die trostvollen Worte in's Ohr flüsterte: es

wird besser werden, wenn wir auch darüber zu Grunde gehn!

Als Tiedemann noch beim Regimente gestanden, war ein junges Bürschchen von kaum zwölf Jahren als Volontär in die Equitationsschule eingetreten. Der Knabe hatte Anlagen und verrieth einen aufgeweckten Sinn, so daß Tiedemann auf ihn aufmerksam wurde und ihn lieb gewann. Der Jüngling erwiederte diese Zuneigung und trotz der Ungleichheit des Alters bildete sich zwischen den Beiden eine Art von Freundschaftsbund aus, der die Feuerprobe der Trennung überdauerte. Beide blieben in regem Verkehr, Briefe flogen von Karlsruhe nach Griechenland, Botschaften gingen ebenso hinüber wie herüber und mehr als einmal band Tiedemann seinem jungen Freunde Sigl Olga auf die Seele.

Und Sigl, der inzwischen Offizier geworden war, sich aber trotzdem Tiedemann's Grundsätze und Anschauungen angeeignet hatte und gleich seinem Freunde auf eine Wiedergeburt Deutschlands hoffte, wurde auch Olga's Freund.

Er kam zuweilen nach Rastatt herüber, um sie in ihren letzten Lebenstagen zu trösten und aufzurichten.

Er war dabei, als sie starb.

*   *
*

Endlich tagte es in Deutschland.

Man schrieb 1849.

An einem stürmischen Apriltage dieses Jahres hielt der Dampfer am Landungsplatze in Mainz. Wenige Leute erwarteten heute das Schiff, das schlechte Wetter fegte den Landungsplatz rein von Menschen.

Ein hoher, schlanker Mann, ein Vierziger ungefähr, stieg der Letzte an's Land. Er hatte ein fremdartiges, seltsames Aussehen. Das Antlitz war stark gebräunt, doch spielte die Farbe in's Gelbe und verrieth die Einflüsse eines glühenden Himmels. Finster waren die Züge, unheimlich düster glühte das Auge, als der Mann seinen Fuß setzte auf deutsche Erde, das erstemal nach achtzehn Jahren.

Und doch — auch dieser Fremdling stand nicht einsam auf entfremdeter Erde. Denn er hatte kaum einige Schritte vorwärts gemacht, als ein junger Mann in Offiziersuniform ihm in den Weg trat, ihn einen Augenblick fixirte und sich

ihm dann mit dem freudigen Ausrufe: „Tiedemann! Vater Tiedemann!“ an den Hals warf.

Eine rührende Begrüßung war's! Der Jüngling lachte, weinte und schluchzte, der Mann betrachtete ihn aufmerksam thränenfeuchten Auges und schien sein Wohlgefallen an ihm zu haben.

Dann aber wurde er noch einmal so ernst als er schon für gewöhnlich war und fragte mit gepreßter Stimme und einem schmerzlichen Aufzucken der Lippe:

„Du hast sie sterben gesehen?“

Der Andere umarmte ihn noch einmal, küßte ihn noch einmal und sagte:

„Diesen Kuß schickt sie Dir — er möge Dir die Weihe geben zu großen Thaten, sagte sie!“

„Und in Rastatt starb sie?“ flüsterte der Andere nachdenklich vor sich hin, als spräche er zu sich selbst. „Ich werde nach Rastatt wallfahrten!“

„Sie wußte das!“ rief der Andere stürmisch. „In ihrer letzten Stunde hat sie's vorausgesagt. Wenn der Tiedemann kommt, und er wird kommen, sagte sie zu mir, so melde ihm, ich liege in Rastatt. Sag' ihm das und er wird es verstehn! Er wird selbst nach Rastatt kommen, er wird die

Hauptfestung Deutschlands nicht den Fremden überlassen — denn ich sehe sie, die Heuschreckenschaaren der fremden Parteigänger, wie sie angezogen von der Revolutionsluft herbeiziehen gegen die aufstehenden deutschen Lande, die Luft verfinstern, die blühende Saat wegfressen — traut dem Franzosen nicht — Tiedemann, komm nach Rastatt, laß die Perle nicht, Tiedemann, laß die Perle nicht! — Der Sterbenden letzte Worte waren's!"

„Ich will der Testamentsvollstrecker sein — zuerst nach Frankfurt, dann nach Rastatt!"

„In Karlsruhe ist Alles vorbereitet — ich übernehme das Kommando! Leb wohl indessen!"

Und Tiedemann und Lieutenant Sigl gingen hin nach verschiedenen Seiten.

* *
*

In Frankfurt war grande Assemblée nationale der Revolution.

Die radikalen Wortführer der Paulskirche konstituirten sich als provisorische Regierung Deutschlands.

Bakunin und Tiedemann erhielten ihre Missionen — Dresden und Baden lautete die Parole.

Württemberg sollte im Bunde das dritte Glied sein — die Nationalversammlung beschloß in jener Nacht durch die energischeste ihrer Fraktionen in vorhinein ihre Uebersiedlung nach Stuttgart, um dort Propaganda zu machen.

Die Gesandten Ungarn's, Venedig's, Rom's, Sardinien's wurden in dieser Nacht gehört, der Plan Dembinsky's, durch Schlesien gegen Posen und Polen vorzudringen und jener Görgey's, über die Alpen zu brechen, wurde gebilligt. Kouriere gingen nach allen vier Windesrosen — selbst gegen Paris flogen welche mit Depeschen an den Sohn Jerôme's und an Ledru-Rollin.

In des Maies ersten Tagen sollte es losbrechen von allen Seiten.

*　　　*
　　*

Dresden hatte das Signal gegeben, schon ging es in Baden wild durcheinander.

Das Militär wankte, es bedurfte nur einer imponirenden Persönlichkeit, die es auf die Seite des Volkes mit sich fortriß.

In Rastatt trat Tiedemann vor die murrenden Truppen. Sein ehemaliges Regiment war's

— viele wettergebräunte Gesichter erkannte er darin, ihn kannte Niemand, obwol er vor der Mannschaft in der Uniform stand, die er vor achtzehn Jahren von sich geworfen hatte.

Verwundert starrten die Soldaten den ihnen fremden Offizier an.

„Kennt Ihr mich denn nicht, Kameraden?“ fragte der Unbekannte herzlichen Tones und hielt den Kameraden von ehedem die beiden Hände hin, „kennt Ihr den Tiedemann nicht mehr, den sie vor achtzehn Jahren hinauskabalirt haben aus Euren Reihen?“

„Tiedemann!“ jubelten die Veteranen, und des Grüßens und Küssens war kein Ende.

„Was bringt Sie zu uns, Tiedemann?“ fragte ein alter Wachtmeister.

„Das deutsche Volk schickt mich,“ lautete Tiedemann's feierliche Antwort, „ich soll Euch fragen, ob Ihr gegen dasselbe zu Felde ziehen, ob Ihr Euch zu ihm stellen wollt in's Lager?“

„Willst Du unser Führer sein, Tiedemann?“

„Wenn Ihr mir folgt, führe ich Euch — bis in den Tod!“

„Wir folgen Dir, Tiedemann!“

„Diese Festung ist Deutschlands wichtigster Punkt — sie müssen wir halten um jeden Preis — gegen äußere und innere Feinde! Schwört Ihr mir, mich nicht zu verlassen, so lange ein gesunder Arm und ein Loth Pulver noch unser sind?“

„Wir schwören — wir schwören — wir lassen uns in Rastatt begraben!“

„Olga!“ murmelte Tiedemann, „die Perle, die Du mir so feierlich auf die Seele gebunden hast, ist mein und ich gebe sie nicht aus den Händen!“

* *
*

Rastatt war in den Händen der Insurgenten.

Die Preußen lagen wochenlang davor, ohne es nehmen zu können.

Tiedemann hätte sich und die Festung retten können, wenn er den Anträgen, die ihm von Paris aus gemacht wurden, Gehör geschenkt hätte.

Aber er war ein deutscher Mann — und Rastatt blieb eine deutsche Festung.

Die Preußen zogen endlich in dieselbe ein ... für Tiedemann hatten sie drei Kugeln ...

Der Prinz Napoleon, Jerôme's Sohn, hatte

aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, kein Fuß breit Erde fiel während der Stürme, welche die Wiedergeburt Deutschlands begleiteten, dem heißhungrigen Frankreich in die Hände.

Zwanzigstes Kapitel.

In Petersburg. Nikolaus. Eine Mission.

Louis Napoleon hatte bald nach seiner Erwählung zum Präsidenten entgegenkommende Schritte in Petersburg gemacht, welche jedoch von Nikolaus ganz ignorirt wurden. Der Czar aller Reußen haßte den Emporkömmling Bonaparte und wäre viel lieber mit seinen Garden gegen Paris marschirt, als daß er die Feder ansetzte, um dem Parvenu an der Seine zu gratuliren. Aber er dachte daran, wie wenig des Guten es ihm eingetragen, daß er im Jahre 1830 seine Bataillone gegen Frankreich vorgeschoben und wie der bloße taktische Aufmarsch dieser Bataillone mit der Spitze gegen Frankreich die polnische Revolution zur Reife gebracht.

Diesmal wollte er es klüger anstellen als vor achtzehn Jahren und die Franzosen sich selbst überlassen, so lange sie der Revolutionstaumel nicht über die Grenzen hinausführte, die ihnen die Wiener Verträge geschmiedet.

Aber die beschlossene Unthätigkeit hinderte nicht, daß er alle Vorgänge in Paris mit großer Aufmerksamkeit verfolgte. Und je gespannter er dahin auslugte, desto eher mußte er sich sagen, daß der von ihm verachtete Parvenu den Muth, den Willen und auch das Geschick zu haben scheine, die Revolution zu schließen. Das Bestreben Louis Napoleon's, der zügellosen Revolution gegenüber das Heft in die Hände zu bekommen, imponirte dem Czaren. Er begann den Präsidenten mit anderen Augen anzusehen und seinen direkten und indirekten Annäherungsversuchen nicht mehr jenen schroffen, kalten und verletzenden Widerstand entgegenzusetzen, in welchen er sich anfänglich konsequent eingehüllt.

Wenn Louis Napoleon Frankreich bändigte, daß es für das übrige monarchisch regierte Europa unschädlich wurde, so verdiente er immerhin daß ihm selbst der Czar aller Reußen aus der

unnahbaren Wolke herab, in der er thronte, aufmunternd die Hand reichte.

Nikolaus entschloß sich zu diesem Händedruck.

Wenn er bisher alle Botschaften und Mittheilungen Louis Napoleon's in frostigster Weise auf dem gewöhnlichen gesandtschaftlichen Wege erledigt hatte, so beschloß er jetzt nach reiflicher Ueberlegung aus seiner reservirten Haltung heraus zu gehen und mit dem Präsidenten wie mit Seinesgleichen in direkten Verkehr zu treten.

Ein Handschreiben sollte diesen von Louis Napoleon so heißersehnten Verkehr einleiten.

Der Czar hatte sich unter seinen Granden umgesehen und sich den Mann herausgegriffen, den er zu seinem Briefboten machen wollte. Die Mission sollte den Charakter des Zufälligen erhalten.

An einem der Tage, wo der Kaiser Audienzen zu ertheilen pflegte, wandte er sich plötzlich zu seinem Adjutanten, dem Fürsten Tscherbadof, mit den Worten:

„Ich werde heute Niemanden mehr empfangen als den Grafen Orlinsky. Lassen Sie ihn eintreten!"

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Flügelthüren öffneten sich, Fürst Tscherbadof trat durch zwei Reihen von Gardeoffizieren, die vor dem kaiserlichen Kabinet die Ehrenwache hatten, in das Vorgemach, machte gegen einen jungen Mann in russischer Generalsuniform, der auf diesen Wink schon lange ungeduldig zu warten schien, eine auffordernde Handbewegung und wandte sich dann wieder, von dem Letzteren gefolgt, dem Kabinet des Czaren zu.

„Der Graf Orlinsky!" sagte Tscherbadof, den zur Audienz berufenen Cavalier vorstellend.

Der Kaiser machte eine leichte Handbewegung gegen den Adjutanten, der sich darauf in das Vorzimmer zurückzog.

Orlinsky verneigte sich tief vor dem Kaiser, den zuerst anzureden ihm die Etiquette nicht erlaubte. In militärisch strenger Haltung, den Kopf etwas vorgebeugt, das feurige schwarze Auge fest auf den Kaiser geheftet: so stand der Sklave vor dem Herrn — aber man sah es diesem blitzenden Auge, diesen trotzig gewölbten Schultern, die sich nur mit Widerstreben nach vorwärts zu neigen schienen, an, daß es ein stolzer Sklave sei, der den Druck fühlt und haßt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nikolaus ging einige Augenblicke im Kabinet umher, und blieb dann plötzlich vor dem Grafen stehen, ihn mit einem durchdringenden Blicke musternd.

„Sie sind seit acht Tagen in Petersburg?“

„Seit acht Tagen, Majestät!“

„Und scheinen es nur als eine Herberge anzusehen, als ein kurzes Absteigequartier, in dem man eine Nacht ausruht, weil es eine zu anstrengende Tour wäre, die Route von Tiflis nach Paris in einem Ritte zu machen! Nicht so, General? So schlecht steht es aber doch glücklicher Weise nicht um Ihre Gesundheit, daß wir nicht hoffen könnten, Sie im künftigen Jahre wieder bei unseren Fahnen zu sehen?“

„Es ist eben das Verlangen, meinem kaiserlichen Herren noch lange dienen zu können, welches mir die Pflicht auferlegte, etwas für meine wankende Gesundheit zu thun und den heurigen Feldzug nicht mitzumachen. Majestät waren so gnädig, mir auf mein unterthäniges Ansuchen einen halbjährigen Aufenthalt im Westen“ —

„Sie wollen sagen, in Paris!“ fiel der Kaiser dem General in's Wort.

Orlinsky verneigte sich und fuhr fort:

„In Paris zu bewilligen, und die Aerzte geben mir Hoffnung, daß ich in dieser Zeit meine durch das Klima des Kaukasus und durch manche Wunde hart mitgenommene Gesundheit so würde herstellen können, daß ich nach Ablauf meines Urlaubs wieder im Stande sein dürfte, meinen Platz dort einzunehmen, wo mir ihn die Weisheit Eurer Majestät anzuweisen für gut finden wird.“

„Wo fände ich einen besseren Platz für den General Orlinsky, als Angesichts eines hartnäckigen und tapferen Feindes!“ bemerkte Nikolaus. Gleichzeitig nahm er einen Orden von seiner Brust, und ihn dem General anheftend, fuhr er fort: „Wenn man mit achtundzwanzig Jahren Brigadegeneral ist, so ist das Empfehlung genug für einen Soldaten und ein vollgiltiger Wechsel auf die Huld des Monarchen, den dieser aller Orten respektiren wird. Sie haben mit Ihrem Schwerte den Namen Orlinsky mit unauslöschbaren Lettern in den Kaukasus gegraben — nehmen Sie das Großkreuz des Annenordens aus meiner Hand als ein geringes Zeichen meiner Anerkennung dessen, was Sie bereits geleistet haben, und als

eine Vormerkung auf das, was ich und meine Armee noch von Ihnen erwarten! Möge Ihnen Paris ein angenehmer Aufenthaltsort sein! Ich lege hier etwas in Ihre Hände, was viel dazu beitragen dürfte, Ihnen diesen Aufenthalt noch genußvoller zu gestalten. Ich habe Sie auserſehen, ein Handschreiben an den Präſidenten der französischen Republik zu bestellen!"

Der Kaiser nahm einen sorfältig gesiegelten Brief von seinem Schreibtische und reichte ihn dem General. Dann fuhr er fort:

„Sie werden Seiner Hoheit, dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon Bonaparte meine herzlichen Grüße und diesen Brief überbringen und mir über die Aufnahme berichten, die Sie in Paris gefunden haben! Ich wünsche Ihnen nochmals glückliche Reise!"

Nikolaus nickte leicht mit dem Kopfe und Orlinsky begab sich, das Gesicht selbst im Zurückschreiten dem Kaiser zuwendend, in das Vorgemach zurück, wo er die Glückwünsche der Offiziere in Empfang nahm.

Die Gedanken des Grafen nahmen alsbald eine ganz andere Richtung. Am folgenden Tage,

den letzten Mai 1849, sollte das Dampfschiff Alexander nach Swinemünde abgehen und er konnte sonach nur noch über wenige Stunden verfügen.

Er hielt in den wenigen Augenblicken, die er brauchte, um seinen Wagen zu erreichen, so genaue Musterung über die zum Theil wichtigen Angelegenheiten, die sich in diese kurze Spanne Zeit kärglich genug zu theilen hatten, wie sie nur ein Staatsmann in den wenigen Minuten, die der Kammerdiener braucht sein Haar zu kräuseln und seinen Rock zu bürsten, über die Angelegenheiten vornehmen kann, von welchen das europäische Gleichgewicht abhängt.

„Nach Hause!“ befahl er dem Kutscher, sobald er mit seiner kurzen Gedankenschau fertig geworden war.

In dem Hotel seiner Mutter angekommen, schrieb er zuerst einige Briefe und klingelte dann dem Kammerdiener, den er mit den Worten empfing:

„Diese Briefe werden gleich befördert; ist das Gepäck in Ordnung?“

„Alles, wie es Euer Excellenz angeordnet haben!“

„Du wirst dafür sorgen, daß es rechtzeitig an Bord kommt, und Dich mit Paul und Stanislaus zugleich mit dem Gepäck einschiffen, ohne mich weiter zu erwarten; ich werde um sechs Uhr Morgens an Bord kommen. Sorge dafür, daß nichts vergessen wird. Jetzt sieh hinüber nach den Gemächern der Gräfin, meiner Mutter, und frage an, ob ich meinen Abschiedsbesuch machen kann!"

Als der Diener verschwunden war, lehnte sich der Graf zum offenen Fenster hinaus, das die Aussicht nach dem Hafen, und über diesen hinweg nach den finnischen Marken gestattete, weit hinaus in's Unbegrenzte. Weit und wüst dehnte sich die sumpfige Fläche aus, auf ihrer Stirne den Fluch, ewig nur Eis und Schnee und geknechtete Menschen zu tragen. Die Frühlingsluft strich mild und warm in's Zimmer, die Bäume in den Gärten, über die das Auge schweifte, setzten ihre ersten Blüthen an.

„Das Alles wird blühen — ich weiß es," sagte der Graf halblaut zu sich, „das Eis ist fort von der Newa — o hätte es auch die Eisberge mit fortgewälzt, die auf diesen unglückseligen Landen lasten! Ob dieses selbst je zur Blüthe kommt,

— wer mir das sagte? Wenn mir nur eine leise Ahnung die Hoffnung zuflüsterte: dies Land wird wieder eisentlastet grünen und blühen wie vordem, eben weil es schon einmal grünte und blühte! Hier der Deutsche, dort der Pole! ein Fluch reicht dem andern die Hand, ein wundes, gequetschtes Glied reibt sich an dem anderen noch blutiger: wenn das einmal werden könnte, wie es vor zwei Jahrhunderten gewesen! wenn der Pole dem Deutschen die Hand reichte und wenn sich die gefesselten Riesen aufmachten und die Ketten brächen, damit das alte Leid, das alte Elend sich einmal erschöpfte! Polen, Liefland, Kurland, Esthland — werden sie einmal eines werden in Größe, in Macht und Freiheit, wie sie es jetzt sind in Erniedrigung und Schmach?"

„Excellenz sind der Frau Gräfin willkommen!" unterbrach der eintretende Kammerdiener das Selbstgespräch des Träumers, auf dessen Wangen mehr die Wärme seiner Gedanken als die linde Luft eine leichte Röthe gehaucht, und der jetzt, halb unwillig darüber, daß er aus seinen Gedanken gerissen worden, das Fenster zuwarf und sich anschickte, zu seiner Mutter hinüberzugehen.

Diese saß in ihrem in Sammet- und Goldschmuck prangenden Boudoir, auf dessen Fußboden von weißem Carrara lügenhafte Teppiche Blumenbouquets zauberten. Während sich Millionen Geschöpfe acht Wintermonate hindurch aus tiefstem Herzen nach dem Duft und dem sänftigenden Farbenschmuck der Blumen sehnten, trat die reiche Dame hier das ganze Jahr hindurch ganze Blumengärten mit Füßen.

Ein Cavalier, schlank und schön, am schwarzen Frack den Orden, den nur kaiserliche Prinzen trugen, stand, sich eben verabschiedend, vor der Gräfin, die nachlässig im weichen Lehnstuhle lag.

„Wir können uns so selten allein und ohne Zeugen sehen, Alexander," flüsterte die Gräfin, dem jungen Manne die schöne und feine Hand reichend, „ich werde es aber möglich zu machen suchen, daß wir uns auf dem Maskenballe finden, ohne uns Zwang anthun zu müssen. Sie werden doch kommen, Alexander?"

„Wie können Sie zweifeln, Julie!" sagte der Prinz feurig, indem er die Hand der Dame küßte, die trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch schön genannt werden konnte.

Indem der Prinz das Boudoir verlassen wollte, stieß er auf Orlinsky.

Dieser erkannte den kaiserlichen Prinzen und trat, sich ehrerbietig verneigend, zurück.

Der Prinz ging mit einem höflichen Gruße, und den Worten: „Wir sehen uns wohl noch, lieber Graf," langsam an dem erstaunt Aufblickenden vorüber.

Sobald sich Orlinsky mit seiner Mutter allein sah, ging er ernst auf sie zu; sie erhob sich und trat ihm mit einem gezwungenen Lächeln einen Schritt entgegen.

„Ich komme, liebe Mutter," sagte der General, seine Lippen auf die Hand der Mutter drückend, „Sie noch einmal zu sehen —"

„Halt, Michael!" unterbrach die Gräfin den Sohn, den sie mit Wohlgefallen betrachtete, „halt, Michael! Du wirst wohl so gut sein und mir sagen, wie oft wir uns eigentlich gesehen haben — und namentlich wie oft wir uns ohne Zeugen sahen!"

Der Sohn hatte hier nicht immer diesen herzlichen Ton zu hören bekommen und sah daher die Mutter überrascht an. Diese stand in dem Musse-

linkleide mit der darüber geworfenen Atlastunika, mit dem blühenden Bouquet an dem immer noch vollen und blendend weiß durch die Gazeumhüllung durchschimmernden Busen, mit der einfachen Rose im kastanienbraunen, glänzenden Haare so jugendlich und anmuthig vor ihm, daß sich ihm unwillkürlich die Frage aufdrängte, ob er denn wirklich die Mutter vor sich habe, oder ob er sich mit einer Geliebten ein Rendezvous gegeben? Er wußte nicht, daß die Mutter selbst noch in den Reminiscenzen eines Rendezvous schwelgte und vielleicht eben darum so gut gelaunt und um vieles schöner war, als gewöhnlich.

Er beeilte sich auf den herzlichen Ton der Mutter einzugehen.

„Ich glaube, Mutter,“ sagte er lebhaft, „daß wir uns oft genug gesehen haben, um die Liebe, die wir einander schulden, uns auch aus freiem Antrieb gegenseitig zu zollen!“

Die Gräfin zog ihren Sohn auf das Sopha neben sich nieder, nahm seine Hand, blickte ihm lange in die großen, offenen, schwarzen Augen und schüttelte dann leise den Kopf, indem sie sagte:

„Du gehst nach Paris, Michael, was willst

Du eigentlich dort? Es ist ein schlüpfriger Boden, auf dem schon manche männliche Schönheit zu Grunde gegangen ist!“

„Ich weiß, Mutter, Sie denken nicht unwürdig von mir!“ rief Michael lebhaft; „auch will ich Ihnen sagen, was mich eigentlich nach Paris führt — Sie werden dann, hoffe ich, Ihren Sohn nur noch mehr achten; warum auch sollte ich das der Mutter verbergen,“ fuhr er, seine Stimme zu größerer Zärtlichkeit und Weichheit herabstimmend, fort, „was mich die Klugheit allenfalls vor der übrigen Welt geheim halten heißt? Warum ich nach Paris gehe, Mutter? Weil das Vaterland mich ruft, weil ich ein Pole bin, weil meine Hände und Füße wund und geschwollen sind von den Eisenringen und mein Hals zusammengeschnürt durch der Dränger Faust; weil ich mir ein Vaterland erobern, weil ich meinem Volke, dem wandernden und zerstreuten, eine Heimath geben, dem unglückseligen und unschuldigen Kinde im Mutterleibe eine Scholle gewinnen will, auf die es, ohne vor Scham erröthen zu müssen, hinweisen und sagen kann: das ist mein Vaterland!“

Mutter und Sohn hatten sich erhoben und

standen einander gegenüber, er sie um einen halben Kopf überragend, aufrecht und stolz, mit flammender Wange, die Hand an dem Degen, sie ihn verwundert und mit einem Interesse anblickend, das zwischen Zorn und Wohlgefallen mitten inne schwebte, dabei vor dem Aufgeregten einen Schritt wie erschreckt zurückweichend, als verletzten die vollen, kräftigen Worte des Mannes ihr Ohr, das nur an leises Gelispel und weichliches Boudoirgeschwätz gewöhnt war.

Doch dauerte diese Erregung, halb aus Schrecken halb aus Unmuth hervorgegangen, nur einen Augenblick; ihre gespannten Züge nahmen bald wieder den Ausdruck völliger Ruhe an, der allmählig einem leichten, höhnischen Lächeln wich, das wohl geeignet war, den vor Eifer glühenden Enthusiasten zu verletzen.

„Sie lächeln, Mutter," entsprudelte es ihm in heftiger Rede; „Sie lächeln — lächeln kalt und höhnisch, als wenn das, was ich Ihnen sagte, die Worte eines Fremden wären und nicht die Sprache Ihres Sohnes, Ihres Stammesgenossen! Sie höhnen mich, als ob ich ein Pole spräche zu einer Russin, zu einer geschworenen Feindin meines

Landes, meines Volkes und Blutes, und doch sollte jede Sylbe eine verwandte Fiber Ihrer Seele wecken, aufstürmen einen Accord in Ihrem Herzen, bis alle die Saiten zusammenklängen zu einem Schlachtgetöse, das Gift und Rache spie gegen die Feinde, denen wir dienen, dienen und uns verkaufen müssen, wollen wir nicht die Möglichkeit aus der Hand geben, dem Vaterlande insgeheim Vorschub zu leisten, da jedem offenen Versuche der Henker am Blutgerüste die schandgetränkte Antwort schreibt!"

„Und wolltest Du Dir auch eine solche Antwort schreiben lassen?" fragte die Gräfin kalt und schneidend, nachdem sie ihre ganze Fassung wieder erlangt und den vulkanartigen Ausbruch ihres Sohnes mit Ruhe hatte vorüber rauschen lassen. „Willst Du unseren Namen an den Pranger stellen, diesen Namen, dessen Reinheit ich Deinem Vater, der sich einst durch eine ähnliche Manie auszeichnete, mit meinem halben Vermögen theuer genug habe abkaufen müssen? Soll ich Dir die zweite Hälfte meines Vermögens hinwerfen? Du weißt das nicht" — fuhr sie noch erregter fort, dem Sohne die Gegenrede, zu der er ausholte,

abschneidend — „Du hast nie gehört, daß ich Deinem Vater die Hälfte meines Vermögens, fünf Millionen Rubel hinlegen mußte, um ihn von dem unseligen Vorhaben abzubringen, die Polen zu unterstützen!“

„Das that eine Polin!“ knirschte Michael.

„Eine Polin, mein Sohn, ohne daß sie ein Eid, ein Generalspatent und die Huld eines Monarchen an den russischen Thron gefesselt hätten, wie dies doch bei Dir der Fall ist! Aber Du sollst auch wissen, was ich mit jenem Opfer erreicht habe! Daß der Leichnam Deines Vaters nicht in den Sümpfen Ostrolenkas fault, daß sich der Polenfreund ruhig auf seiner Herrschaft mit dem Wild und den Bauern herumschlagen kann, daß die Güter unserer Familie nicht vom Fiskus verwaltet werden, daß Du selbst nicht in den sibirischen Bergwerken dem Kaiser die Silber- und Goldklumpen mühsam aus der Erde holen mußt — das habe ich mit dem Opfer von fünf Millionen erkauft, die Dein Vater, nachdem ich ihn von jeder aktiven Betheiligung abgehalten, der polnischen Sache in den Rachen warf, damit sie mit dieser zugleich verschlungen würden! Diesen Dienst habe

ich Deinem Vater und Dir selbst geleistet — mir dankst Du es, wenn Du Deinen Namen tragen darfst, wenn man Dir nicht schon in der Wiege Dein Wappen zerbrochen vor die Füße legte! Von Deinem Vater erwartete ich keinen Dank — ja ich glaube er grollt mir noch jetzt im Stillen, obwohl er damals eine Trennung von mir nicht ausgehalten hätte und sich in dem förmlichen Vertrage, den wir in der unseligen Revolution schlossen, als die für mich härteste Bedingung stipulirte, daß ich mich jährlich drei Monate mit ihm in die podolischen Wüsten begrabe. Aber von Dir hätte ich wenigstens etwas Dank und einige Erkenntlichkeit für meine Opfer und Qualen erwartet, und statt dessen läßt Du mich Worte hören, die mich den Tag Deiner Geburt könnten verwünschen lassen, weil sie, wenn Du sie zu Thaten wandelst, geeignet sind, noch im Alter Schande über mich zu bringen. Laß mich wenigstens hoffen, daß es nur die Ausbrüche eines Unbesonnenen waren, die Du mir zu hören gabst und daß Du bei ruhiger Ueberlegung zu besserer Einsicht kommen wirst. Aber wenn Dir Deine Mutter nichts gilt, dann gehe nach Paris, lasse

Dich in Intriguen ein, verscherze Deine Carrière, Deine Zukunft, Deinen Namen und Dein Vermögen, aber nimm ein Wort mit auf Deinen Weg: den ärgsten Feind läßt Du in Deinem Rücken zurück — es ist Deine eigene Mutter!"

Die Worte der Mutter hatten einen gewissen Eindruck auf Michael gemacht, aber sie hatten doch nicht die Macht, einmal gefaßte Entschlüsse umzuwerfen.

Michael sagte mit bewegter Stimme, ohne daß er den Muth gehabt hätte, seine Mutter anzusehen:

„Verzeihen Sie mir, Mutter, daß ich gerade so und nicht anders handeln kann, als ich eben handle. Ich kann das Vaterland nicht lassen, seine heilige Sache nicht aufgeben!"

Die Gräfin warf den Kopf mit einer stolzen Bewegung zurück.

„Lassen wir den Gegenstand fallen!" rief sie in trockenem Tone. „Es sind unbedachte, heftige Worte gewechselt worden — es ist besser, daß wir sie vergessen, als daß wir die Erinnerung an sie von Neuem auffrischen sollten. Du liebst Dein Vaterland, wie Du es nennst; ich bin eine Hof-

dame, und schon daraus, daß Du mich zur Vertrauten machtest, magst Du ersehen, wie unpolitisch Du handelst, wie wenig Dein Geist fähig ist, umfassende diplomatische Intriguen durchzuführen, wie falsch und übel gewählt die schlüpfrige Bahn ist, auf die Dich ein Wahn hingedrängt hat, daß Du darüber Ehre und Zukunft auf's Spiel setzest!"

„Ich glaubte zur Mutter zu sprechen" —

„Nichts davon!" fiel die Gräfin dem Sohne in die Rede. „Du bist in dem Alter, wo es Thorheit wäre, Dich bevormunden zu wollen, und ich bin fern davon, mich zur Lenkerin Deiner Thaten, am wenigsten aber zur Lenkerin Deiner Gedanken aufwerfen zu wollen; Eines nur verspreche mir, daß Du dem Namen, den Du trägst, keine Schande machen willst!"

Michael leistete das verlangte Versprechen.

Die Gräfin fragte, von dem bisherigen Gespräche ganz abspringend:

„Hast Du schon Abschied von Deiner Schwester genommen? Sie wird Dich zu sehen wünschen!"

„Ich werde mich mit Ihrer Erlaubniß jetzt

entfernen und zu meiner Schwester hinübergehen; ich hoffe, sie jetzt sprechen zu können!"

Die Gräfin nickte stumm und reichte, ohne sich umzusehen, ihre Hand dem Sohne, der sich ihr rasch genähert hatte.

„Leben Sie wohl, Mutter!" sagte Michael bewegt, die ihm dargebotene Hand innig küssend.

„Gott sei mit Dir, Michael!" sagte die Gräfin ernst und kalt.

Michael hatte sich kaum entfernt, als sie die Glocke zog.

Der greise Haushofmeister erschien mit einer stummen Verbeugung und blieb an der Thüre stehen. Sie schien ihn anfänglich, in Gedanken versunken, nicht zu bemerken; dann ihn plötzlich gewahrend, rief sie ihm hastig zu:

„Auf Ihren Posten!" —

Der Greis verschwand ohne ein Wort zu sprechen. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bruder und Schwester.

„Sie wird ihre Heftigkeit bereut, mir innerlich Recht gegeben haben — sie kann doch die Polin nicht verläugnen!“ dachte Orlinsky, während er die mit weichen Teppichen belegte Treppe nach dem zweiten Stocke, in welchem seine Schwester ihre Gemächer hatte, hinaufstieg.

Eine heitere Miene annehmend, trat er auf die ihm erfreut entgegeneilende Schwester zu und sie liebevoll auf die Stirn küssend flüsterte er:

„So in Gedanken, Karoline? Und ganz allein — nicht einmal ein aufgeschlagenes Buch, eine angefangene Stickerei sehe ich — Du bist mutterseelenallein mit Deinen Papageien und Kanarienvögeln — soll das auf eine verliebte Stimmung hindeuten?“

Er hatte sich auf den Divan geworfen und die erröthende Schwester neben sich gezogen, ihre Hand lag in der seinen, er spielte mit ihren Locken und sah ihr lächelnd in die schönen und reinen Züge, die getreu das Antlitz der Mutter wiederspiegelten.

„Nun, mein Mädchen, wir werden uns wieder lange nicht sehen — willst Du nicht die kleinen Geheimnisse Deines Herzens dem Bruder anvertrauen — Du findest doch keinen besseren Freund — ich fürchte nicht einmal am eigenen Heerd!"

Er hatte die letzten Worte mit etwas schwermüthiger Betonung gesprochen. Er dachte dabei an die Mutter.

In diesem Augenblicke wurde ein leises Geräusch über der Decke des Zimmers hörbar, als schritte Jemand über dieselbe hinweg.

Dann wurde es wieder stille.

Die Geschwister waren so mit einander beschäftigt und in den gegenseitigen Austausch ihrer Zärtlichkeit vertieft, daß es ganz natürlich war, wenn sie dies leise Geräusch ganz überhörten.

Karoline sagte nach einer Pause, durch den bittenden Blick ihres Bruders aufgefordert, in flüsterndem Tone und indem sie ihre Wange an die Brust Michael's lehnte, um ihm ihr Erglühen einigermaßen zu verbergen:

„Du kennst den Fürsten Tscherbadof, Michael?"

Ihr Auge ruhte mit einem verschämten und dabei doch prüfenden Ausdruck auf dem Antlitze ihres Bruders, das sich bei ihren Worten verfinstert hatte.

Karoline sah mit Schrecken diese Wandlung und fuhr unwillkürlich zurück, indem sie das Blut in ihren Wangen stocken fühlte.

„Tscherbadof!" murmelte Michael unwillig zwischen den Zähnen, indem er sich mit Heftigkeit erhob. „Tscherbadof! dieser Russe, dieser Fürstenknecht!"

„Was hast Du, Michael?" fragte Karoline, ihrem Bruder in die Fensterbrüstung folgend, in welche er sich zurückgezogen hatte, und legte dabei ihre Hand auf seine Schulter, als ob sie ihn besänftigen wollte, während ihr eigenes Herz hörbar pochte.

Michael stand lange in Gedanken versunken

stumm da; er schien mit einem Entschlusse zu ringen, und selbst als er die Schwester endlich anblickte, geschah es nur mit einem Ausdruck tiefen Mitleids. Noch einmal wandte er sich dann ab, ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust, in seinem Auge schimmerte es wie eine Thräne. Aber er hatte ausgekämpft, unwillig über die eigene Bewegung schüttelte er den Kopf und wandte sich rasch gegen die unwillkürlich zusammenfahrende Schwester, der es wie eine unglückselige Ahnung durch die Seele zog.

„Du liebst diesen Tscherbadof?" fragte er kurz.

„Und wenn es so wäre?" fragte Karoline leise, wie aus zugeschnürter Kehle, ohne den Bruder anzublicken.

„Es darf nicht sein!" sagte Michael ernst.

Ein trostloser Blick Karolinen's gleitete über das Antlitz des Bruders, der ihrer Liebe ein so hartes Urtheil gesprochen; dann preßte sie ihre Hand mit einer krampfhaften Bewegung gegen das Herz, wankte zu dem Sopha und ließ sich kraftlos auf dasselbe nieder.

Michael machte ihr keinen Schritt entgegen, blickte sie auch nicht an, weil er wußte

daß dies seinem festen Beharren Eintrag thun würde.

„Es darf nicht sein!“ wiederholte er; „es darf nicht sein, weil Du eine Polin bist!“

Karoline machte der Nachdruck, den ihr Bruder auf die letzten Worte legte, zittern. Ihre Brust hob sich wie unter einem leisen Schluchzen, ihr Kopf sank haltlos auf die Schulter.

„Oder,“ fuhr Michael fort, „oder willst Du Dich der Blutschuld am Vaterlande mit theilhaftig machen? Hast Du kein Auge für seine Wunden, kein Herz für seine Leiden, Du, das Kind der Väter, die Polens Königen die Schlachten schlagen halfen? Was willst Du werden? Die Gemahlin eines Russen? Deine Mutter mag daran denken, Dich dem Erzfeinde Deiner Heimathlande zu vermählen — ich aber, Dein Bruder, ich sage nein, dreimal nein! Sieh, Deine Mutter hat kein Herz für die Leiden ihres Stammes, ich sage es mit Schmerz, aber ihre Hand hat sie doch einem Polen gegeben! Karoline, theure Schwester, wach auf! Reiße die unglückselige Leidenschaft, wie tief sie auch wurzeln möge, aus Deinem Herzen, wirf die sündige Liebe von Dir, tritt sie in den Staub,

ich will Dir helfen, will Dir leiden, tragen und weinen helfen und Dich lieben und zu Dir beten wie zu einer Märtyrerin!"

Michael hatte sich der Schwester genähert, seine Stimme tönte weich und zitternd, er vermochte seine Rührung nicht zu verbergen und die Thränen in seinen Augen gaben Kunde von ihr. Er schlang seine Arme um den Nacken der Schwester und wandte ihr Haupt leise zu sich.

„Karoline!" flüsterte er zärtlich und der tiefe Schmerz des Mädchens zerfloß vor dem herzinnigen Klange seiner Stimme in heiße Thränen. Leidenschaftlich warf sie sich ihm an die Brust und lange unterbrach nur ihr heftiges Schluchzen die Stille, die augenblicklich über dem Gemache lag.

Karoline brauchte eine geraume Zeit, ehe sie im Stande war, ihre Erregung zu bezwingen. Endlich erfaßte sie des Bruders Hand.

„Ist denn gar keine Hilfe, Michael?" flüsterte sie mit erstickter Stimme, und ihre in Thränen schwimmenden Augen hefteten sich flehend auf sein Antlitz. „Muß ich denn selbst mir die Bretter zusammentragen zu meinem Sarge?"

„O glaube mir Schwester, mir ist's, als ob ich mich selbst mit Dir hineinlegen sollte! Aber ich biete Dir doch einen sicheren Anker, auf den Du Dich stützen, den Du umklammern mußt mit der Fiebergluth Deiner verzweifelnden, zerrütteten Seele, wie der Islamit seinen Koran, wie der vom Unglück niedergeschmetterte Christ sein Kreuz umfaßt — es ist das Vaterland! Du bist eine Polin, Schwester, Du verstehst den Dreiklang, der in dem Worte liegt! Sieh, ich habe mich auch geopfert und Alles auf die eine Karte gesetzt, auf das Vaterland! Hunderte und Tausende thun gleich mir, und nicht fern ist die Zeit, wo wir Alle wieder, wie ein Mann, aufstehen werden zum Kreuzeszuge wider die Dränger! Wolltest Du, daß ich meine Schwester dann treffen sollte im Lager der geschworenen Feinde, daß ich bei jeder Kugel, die ich hinübersende, fürchten müßte, daß sie die Brust meiner Schwester oder einer dieser theuren Person träfe? Du hast Dich als Weib gehen lassen, Du hast geliebt! Ich verarge Dir's nicht; willst Du aber nicht feige lediglich Dein eigenes Beste, so wirfst Du jetzt das schwache, unschlüssige, zögernde Weib von Dir, ziehst die

Polin an und gehst einen Weg mit mir, mit dem Recht, der guten Sache und dem Vaterlande!"

Er hielt inne, um seine Schwester, die seinen feurigen Worten mit wechselnden Gefühlen horchte, auf die Stirn zu küssen. Sie erwiederte die Zärtlichkeit mit einem leisen Drucke der Hand, und nachdem sie vergebens gewartet hatte, daß er in seiner Rede fortfahren würde, da es ihr in der hoffnungslosen Lage, in die sie sich plötzlich geworfen sah, schon ein Trost war, die Worte eines geliebten Wesens zu vernehmen, wenn sie auch nicht ganz überzeugend auf sie wirkten, sagte sie zitternd:

„Was kann ich, allein, schwach und ohnmächtig wie ich bin, für mein Vaterland thun?"

„Sprich nicht so kleinmüthig und verzagt, liebe Seele!" rief Michael feurig und voll Freude, die Schwester über das furchtbare Leid des ersten Augenblickes, und somit über das Aergste glücklich hinweggebracht zu haben; „was könnte eine reine Seele nicht für eine reine Sache thun! Es wird noch eine geraume Weile dauern, ehe es zum wahren, kräftigen Handeln kommt, ehe die Sprache der Schwerter durch die Lüfte saust! Bis dahin

wirst Du ganz geheilt sein, dann wird Dir keine geliebte Seele mehr im Lager des Feindes wohnen, für die Du fürchten und hoffen müßtest, dann, wenn Dir der Name Tscherbadof ein gleichgiltiger, leerer, ja verhaßter Klang geworden" —

Karoline stöhnte hörbar und preßte ihr Gesicht fester an die Brust des unbarmherzigen Bruders, wie in einer stummen aber leidenschaftlichen Bitte nicht fortzufahren.

„Ja, Karoline, glaube mir, es wird dahin kommen," fuhr Michael unerbittlich fort, „ob früher oder später, das wird nur von Dir, Deiner Festigkeit und Geistesgröße abhängen; und dann, Mädchen, wirst Du auch Deinen Platz in unsern Reihen einnehmen, wirst Streiche führen und Wunden schlagen, wirst so viel gelten wie ein Mann, mehr noch, weil Du uns die begeisternde Fahne Deines Märtyrerthums voran tragen wirst! Aber so fern ist diese Zeit doch nicht mehr und ehe sie herankommt, werden wir beide nicht müßig gehen, sondern still und geheim die Fäden ziehen, in welchen wir unsere Feinde fangen wollen."

Ein leises Pochen an die Thür unterbrach den feurigen Redefluß Michaels, der seine Schwester

im Arme haltend mit flammender Wange und leuchtendem Auge gesprochen hatte.

„Wer stört uns?“ fragte er laut und unwillig, indem er Karolinen fahren ließ und auf die Thür zuging.

Karoline versuchte ihre Augen zu trocknen, konnte aber die brennende Fieberröthe derselben nicht verschwinden machen.

Es war das Kammermädchen, welches die Störung veranlaßt hatte.

„Der Fürst Tscherbadof ließ soeben anfragen, ob er seine Aufwartung machen könne!“ meldete das Mädchen.

Karoline richtete ihren verstörten Blick auf Michael und in diesem Blicke war alle Angst einer gefolterten Seele zu lesen.

„O Gott, mein Gott!“ stöhnte sie, „gerade jetzt!“

Sie warf sich auf den Divan, in dessen Kissen sie ihr Antlitz vergrub. Schwer und heiß ging ihr Athem, er glich einem leisen Schluchzen; in ihrem Gehirne wirbelte es wie von tausend Funken, all' die süßen, schmeichelnden Bilder, mit denen sie sich ihre Liebe ausgemalt, traten mit einem

Male vor ihr Auge; sie sah sich in den Armen ihres Geliebten, erglühend unter seinen Küssen, und dann schwirrten ihr wieder die Worte ihres Bruders im Ohre und sie erzitterte unwillkürlich und machte eine Bewegung, als wollte sie sich dem Einflusse des Mannes entziehen, den sie schwesterlich liebte und der sie doch namenlosem Elend in die Arme warf. All' die schaurigen Erzählungen von den Schlachten der Polen und den Sumpfgräbern Ostrolenka's, mit denen man das zur Zeit der großen polnischen Erhebung sechsjährige Mädchen erschreckt hatte, kamen ihr mit einem Male in den Sinn; das Weh ihres Vaterlandes, das sie oft so lebhaft empfunden, trat schwarz wie ein Leichentuch vor ihren Geist. Es war ihr, als stünde sie allein auf der sarmatischen Haide, um sie die zehntausend gefallenen Ostrolenkahelden zu einer Leichenpyramide aufgethürmt, als gähnte plötzlich eine ungeheuere Kluft vor ihren entsetzten Blicken auf, in welche die Pyramide hinabstürzte, ohne nur den tausendsten Theil der Höhlung zu füllen, als brüllten tausend Stimmen zu einem Hohnlachen zusammen, als riefen sie: „Noch größere Opfer! noch größere Opfer!“

Und während sie sich mit Noth an dem schwindelnden Rande hielt, glaubte sie sich gegenüber einen Mann zu sehen, dessen Anblick ihr alles Blut aus dem frostdurchrüttelten Körper nach den Wangen trieb. Dieser Mann streckte den Arm nach ihr aus und rief ihr mit kaltem, markdurchschneidenden Hohne zu: „Du bist verflucht, weil Du mich geliebt hast! verflucht! verflucht!“ und immer länger wurde der Arm und immer riesiger der Körper, bis er sie umfaßte und fest an sich preßte, und sie dann hinabwarf in den riesigen Schlund, der sich, wie sie im Sturze noch gewahrte, mit donnerndem Schalle über ihr schloß.

Mit einem Angstschrei fuhr sie vom Divan auf, mit wirrem Ausdruck streifte ihr Blick über ihre Umgebung, dann warf sie sich dem Bruder, der sie voll Mitleid betrachtet hatte, leidenschaftlich an den Hals und rief:

„Er soll nicht kommen! Er soll nicht kommen!“

„Melden Sie dem Fürsten,“ rief Orlinsky dem Kammermädchen zu, ohne die zitternde Schwester aus den Armen zu lassen, „daß meine Schwester nicht ganz wohl ist und sich das Vergnügen versagen muß, den Fürsten zu sehen!“

Und als sie wieder allein waren, verschwendete er alle Liebkosungen an das zitternde Mädchen und es gelang ihm endlich, es zu beruhigen.

Unterdessen war es Zwielicht geworden; Orlinsky gewahrte es mit Schrecken, und noch einen innigen Kuß auf die Stirn der Schwester drückend, und dann sich ihren Armen entwindend, sagte er leise:

„Du hast entschieden, Karoline!"

Sie schwieg einen Augenblick; dann legte sie, matt aufseufzend, ihre Hand in die dargebotene des Bruders und sagte fest aber leise:

„Es ist gut so!"

„Und Du wirst der Mutter keinerlei Gewalt über Dich einräumen — um was es sich auch immer handeln möge?"

„Du kannst ruhig sein! Du hast mich mündig gemacht!"

„Und Du zürnst mir nicht, Karoline?"

Sie schüttelte leise den Kopf und sagte mit einem Ausdrucke, der es zweifelhaft machte, ob ihre Worte aus dem Herzen quollen oder ob sie nur gewählt waren, um den Bruder zu beruhigen und ihm die Wunde, die er ihr geschla-

gen, leichter erscheinen zu lassen, als sie wirklich war:

„Du hast mich auf den rechten Weg gewiesen und mich dahin gestellt, wo ich in diesen harten Tagen stehen soll und muß, soll mich mein Vaterland nicht verfluchen! Was konntest Du dafür, daß Du es nicht milder und sanfter thun konntest? Ich bin Dein — für immer! Jetzt aber sage mir, was ich für den Augenblick zu thun habe und wo mich mein Vaterland gegenwärtig brauchen kann. Ich hoffe Dein Vertrauen rechtfertigen zu können. Und —“ setzte sie in gedrücktem, melancholischem Tone hinzu, während ein trübes Lächeln über ihre bleichen Züge flog, „Beschäftigung wird meiner Seele wohlthun!“

Orlinsky überlegte einen Augenblick, dann fragte er:

„Haben die Grafen Wolkowsky und Zlynsky Zutritt in dem Salon Deiner Mutter?“

„Du weißt, daß sie die Polen nicht liebt, ich habe beide Offiziere nur in fremden Cirkeln kennen gelernt!“

„Vielleicht würde es Dir doch möglich sein, sie in's Haus zu bringen und für uns zu gewin-

nen; ich kenne ihre Gesinnungen nicht genau — aber sie sind Polen! Es wird also nur eines leisen Winkes bedürfen! Und Du wirst einsehen, wie viel uns an zwei geübten Stabsoffizieren gelegen sein muß, denen es im entscheidenden Augenblick vielleicht gelingen könnte, zwei Regimenter oder wenigstens Bruchstücke derselben mitzuziehen! Willst Du Deine diplomatischen Künste versuchen?"

„Verlaß Dich darauf!" erwiederte sie fest.

„So schreibe mir auf bekanntem Wege! Gott mit Dir, Karoline!" Noch einmal küßte er sie zärtlich, um sich dann sogleich mit Gewalt aus den Armen der Schluchzenden zu reißen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Loch im Plafond. Mutter und Tochter. Eine Trennung für's Leben.

Karoline wohnte gerade über den Gemächern ihrer Mutter im zweiten Stockwerke des Palastes, so daß ihre Appartements von dem Dache nur durch jene niedrigen Behältnisse getrennt waren, wie solche in gewöhnlichen Häusern etwa zum Trocknen der Wäsche gebraucht zu werden pflegen, wo sie dann den prosaischen Namen Boden erhalten. Hier aber hatten diese Lokalitäten eine ganz andere Bestimmung, wie dies sofort aus der eleganteren Einrichtung derselben erkannt werden konnte. Unter dem Sparrenwerke des Daches breitete sich eine Art Zeltdecke aus, während die hölzernen Seitenwände mit Papiertapeten bekleidet waren, wodurch der kleine viereckige Raum

gerade über dem Boudoir der jungen Gräfin das weniger abstoßende Aussehen eines behaglichen Zimmerchens erhielt, in welchem sich freilich außer einem kleinen Tischchen und einem leichten Feldstuhle davor, keine weiteren Möbel befanden.

Desto sinnreicher war der Boden des Gemaches eingerichtet, der in der Mitte eine kleine Oeffnung eingeschnitten hatte, die durch eine einfache Vorrichtung so geschlossen werden konnte, daß man von Karolinen's Zimmer aus nicht bemerken konnte, daß die Decke eine Spalte enthalte, welche, wenn sie geöffnet war, den freien Einblick in die untere Räumlichkeit gestattete, und somit auch dem oben Lauschenden jedes unten noch so leise gewechselte Wort vernehmbar machte.

Die Gräfin hatte, obwohl ihr die Tochter bis dahin noch keine Veranlassung zu Argwohn gegeben, dennoch solche geheimnißvolle Maßregeln zur Beobachtung derselben für nöthig gefunden.

Während sich nun der Graf Orlinsky aus den von seiner Schwester bewohnten Gemächern auf dem gewöhnlichen Wege entfernte, saß in seinem Lauschwinkel der Haushofmeister der Gräfin-Mutter.

Er hatte nach der Entfernung des Grafen die

Oeffnung, an der er bis dahin gehorcht, leise geschlossen, und seine horizontale Lage, die er zum Nachtheil seiner Garderobe und zu seiner Unbequemlichkeit lange genug eingenommen, aufgegeben und an dem Tischchen Platz genommen.

Hier schrieb er einige Worte, offenbar Bruchstücke aus dem erlauschten Gespräche, deren sichere und längere Festhaltung er seinem Gedächtnisse nicht zutrauen mochte, in seine Brieftasche, dann erhob er sich und verließ sein Laboratorium, das er sorgfältig hinter sich abschloß.

Er begab sich, eine leichtgebaute Holztreppe, die mit der Hauptstiege nicht kollidirte, hinabgleitend, nach den Appartements der Herrin des Hauses, die ihn bereits seit langer Zeit ungeduldig zu erwarten schien.

Ehe er jedoch in das Boudoir der Gräfin eintrat, wo ein kurzes Examinatorium seiner harrte, verweilte er einen Augenblick im Vorgemache und überlegte, was er der Gräfin von dem aufgegriffenen Gespräche mittheilen solle, da er ohne Zweifel seine Gründe haben mochte, in seinen Eröffnungen gegen dieselbe nicht allzu vollständig zu sein.

Wenn es übrigens Jemandem möglich ge-

wesen wäre, das Antlitz des Horchers während der Unterredung, die zwischen der Gräfin und ihrem Bruder stattgefunden, zu belauschen, so wäre ihm gewiß nicht entgangen, welch einen bedeutenden Eindruck diese Unterredung auf den Lauscher selbst hervorbrachte.

Sobald der Haushofmeister einen Entschluß gefaßt hatte, trat er in das Gemach der Gräfin.

„Nun," rief ihm diese lebhaft entgegen, indem sich die Spannung in ihrem Gesicht malte, „was gibt es?"

„Der Herr Graf ist soeben fortgegangen, nachdem er mit dem gnädigen Fräulein ein sehr angelegentliches Gespräch über ihre Herzensangelegenheiten geführt hat!"

Die Gräfin blickte den Sprecher überrascht an. Dieser fuhr fort:

„Der Herr Graf hat dem gnädigen Fräulein von einer Verbindung mit dem Fürsten Tscherbadof abgerathen."

Die Gräfin stampfte heftig mit dem Fuße; in ihren Zügen drückte sich unverkennbarer Unmuth aus.

„Das gnädige Fräulein," fuhr der Greis, der

sich anstellte, als bemerke er den Wechsel der Stimmung gar nicht, den seine Worte bei der Gebieterin bewirkt hatten, mit Ruhe fort, „das gnädige Fräulein hat dem Herrn General das Versprechen gegeben, in eine Verbindung mit dem Fürsten nimmermehr zu willigen!“

Die Gräfin sprang heftig auf, rückte den Lehnstuhl zurück und fragte, während sie auf den Glockenzug zueilte, im Vorbeigehen den Haushofmeister:

„Gab sie das Versprechen mit Vergnügen oder mit Widerstreben?“

Der Diener überlegte einen Augenblick, was er auf diese unerwartete Frage zu antworten habe.

Die Gräfin heftete, die Hand schon am Glockenzuge, einen ungeduldigen Blick auf ihn, als wollte sie den Grund der Zögerung erforschen; diese Prüfung, der seine Züge unterzogen wurden, mochte es ihm gerathen erscheinen lassen, die Wahrheit zu bekennen, da er von dem Preisgeben derselben ohnehin nichts Gefährdendes für seine besonderen Zwecke erwarten mochte.

„Das gnädige Fräulein gab seine Einwilligung zu dem Verlangen des Generals offenbar nur

gezwungen und mit unverkennbarem Leidwesen; ich glaube sogar, daß sie eine Thräne vergossen hat."

Die Züge der Gräfin erheiterten sich nach dieser Mittheilung, um sich jedoch alsbald wieder zu verdüstern, sobald sie hörte, daß der Fürst sich habe melden lassen und von ihrer Tochter abgewiesen worden sei.

„Welche Thorheit," murmelte die Gräfin verdrossen und zog heftig die Glocke.

Ein Diener erschien.

„Meine Tochter soll herabkommen!" befahl die Mutter.

Als der Diener verschwunden war, nahm die Gräfin ruhig wieder ihren gewöhnlichen Sitz im Fauteuil ein und indem sie den Haushofmeister mit einem gleichgiltigen Blicke fixirte, sagte sie nachlässig:

„Das war es nicht, was ich von dieser Unterredung erwartete — ich bin angenehm enttäuscht worden; sonst gab es also nichts von Bedeutung?"

Der Haushofmeister verneinte.

„Es ist gut!" sagte die Gräfin, indem sie es sich im Lehnstuhl noch bequemer machte, und dem Greise winkte sich zu entfernen.

Dieser küßte die Hand der Gräfin und zog sich dann zurück.

„Ich muß gestehen, ich fürchtete einen mehr direkten Versuch von ihm, Karolinen zur politischen Proselytin zu machen!“ murmelte die Gräfin in zufriedenem Tone halblaut, indem sie eine der Camellien, welche ihren Busen schmückten, entblätterte; es schien als dächte sie eben nur die Worte und wüßte gar nichts davon, daß sie sie ausspreche.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, die Sache wieder in's Geleis zu bringen; eine solche Partie dürfen wir nicht aus den Händen lassen, und dann bin ich auch vor neuen Machinationen meines Gatten im Interesse der Polen nie ganz sicher, bis er mit der russischen Sache durch eigenes Interesse, durch sein Fleisch und Blut alliirt ist, bis sein Schwiegersohn ein Würdenträger des Petersburger Hofes ist! Es ist übrigens ein Glück, daß Michael gleich wieder fortgeht; für ihn selbst fürchte ich nichts, er ist sechsundzwanzig — laßt sehen, nein achtundzwanzig Jahre alt — und die Gräfin warf einen Blick in den gegenüberhängenden Riesenspiegel, in welchem die Frage zu lesen war,

ob es denn möglich sei, daß ihr Sohn bereits achtundzwanzig Jahre zählen könne; dem Blicke folgte ein leichter Seufzer, und sie sagte weiter zu sich selbst: „Ja achtundzwanzig Jahre! Und welcher junge Mensch hätte in diesem Alter nicht eine Tollheit, eine Laune, ein Steckenpferd, besonders wenn er ein reicher Cavalier ist und den Träumereien seines Ehrgeizes den Zügel schießen lassen kann; der eine liebt eine Kaisertochter, der andere — das Vaterland!“ Ein maliziöses Lächeln zuckte über das schöne Antlitz. „In Paris wird er schon austoben, wie hunderte vor ihm. Das Treiben dieser Patrioten wird ihn anwidern, da und dort wird seine Eitelkeit verletzt werden, diese und jene Anmaßung wird das ihrige thun, seine Liebe für die Sache in Gleichgiltigkeit, ja in eine gereizte Stimmung zu verwandeln, das Generalsportepée wird auch seine Anziehungskraft erproben — und ehe wir uns dessen versehen, erscheint der Generallieutenant Orlinsky wieder in den Salons von Petersburg und ist ein geheilter Mann! Gut, daß er jetzt geht — früher kommt er doch nicht zurück, als bis Karoline den Namen Orlinsky mit dem Fürstenwappen der Tscherbadof

vertauscht haben wird! Jetzt könnte er ihr ernstlich den Kopf verrücken — er ist der Mann dazu!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, Karoline trat ein und ging auf die Mutter zu, um ihr die Hand zu küssen.

Die Gräfin warf einen flüchtigen Blick auf die Tochter und erschrack ernstlich über das hinfällige und resignirte Aussehen derselben.

„Du bist doch nicht unwohl, Karoline?" fragte sie, einer unwillkürlichen Regung aufrichtiger Theilnahme Ausdruck gebend.

„Nein, liebe Mutter!" entgegnete Karoline mit einem trüben Lächeln und mit leiser Stimme; aber als wollte sie sogleich ihre Worte Lügen strafen, griff sie nach einem Sessel, schob ihn neben den Fauteuil hin, in welchem die Gräfin saß, und sagte:

„Sie werden mir erlauben, Mama, daß ich mich setze!"

Die Gräfin sah ihre Tochter ohne etwas zu erwiedern halb mitleidig halb unmuthig an; eine Ahnung stieg in ihr auf, daß der Vorgang zwischen ihrer Tochter und ihrem Sohne doch nicht so unbedeutend gewesen sein mochte, wie sie dies

der Bericht des Haushofmeisters hatte glauben lassen.

Es folgte eine kleine Pause, welche die Gräfin dazu benutzte, zu überlegen, wie sie den Angriff gegen die Tochter ausführen solle, um die Angelegenheit mit Tscherbadof, die ihr jetzt auf einmal bedeutend kritischer erschien als früher, in's gehörige Geleis zu bringen.

Aber es konnte nicht schwer sein die Sache zu ordnen — wußte sie doch, daß Karoline den Fürsten liebe. Eine Ausgleichung war also keine Unmöglichkeit, es müßten sich denn plötzlich Berge zwischen die Liebenden geschoben haben. Konnten die Einflüsterungen eines Bruders, den Karoline so selten gesehen, einen so großen Einfluß auf das Gemüth und das Herz der Letzteren üben, daß sie denselben den Geliebten zum Opfer bringen sollte? Das war schwer zu glauben.

Die Gräfin nahm sich vor, es sich nicht merken zu lassen, daß sie etwas davon wisse, daß Karoline den Fürsten nicht habe empfangen wollen.

Karoline hatte während der kurzen Pause traurig da gesessen und den Kopf müde auf die Schulter gestützt.

„Hast Du heute," fragte die Gräfin plötzlich, indem sie es vermied, die Tochter anzusehen, „den Fürsten gesehen?"

Sie hatte absichtlich diese ihr sonst ungewohnte vertrauliche Bezeichnung gewählt.

„Den Fürsten?" fragte Karoline mit zuckender Lippe und mit einem erzwungenen Anklang von Verwunderung; ihr Herz sagte ihr laut, von wem die Rede sei und ihr Auge schloß sich in schneidendem Schmerz; nichts desto weniger preßte sie mit Gewalt und äußerster Ueberwindung noch die Worte heraus:

„Wen meinen Sie, Mutter?"

Jetzt war es an der Gräfin, ihre Tochter, von der sie eine ähnliche Antwort erwartet hatte, mit erheuchelter Verwunderung zu fragen:

„Wie kannst Du noch fragen, Karoline? Ich glaube, wenn ich von dem Fürsten rede, daß es überflüssig sei, beizufügen, daß ich den Fürsten Tscherbadof meine. Seit wann wäre der Fürst zu einem Fremdling in unserem Hause herabgesunken?"

Karoline antwortete dem scharfen Worte der Mutter nur durch einen tiefen Seufzer, den diese überhören zu müssen glaubte.

Die Gräfin fragte von Neuem:

„Hast Du ihn heute gesehen?“

„Nein!“ erwiederte die Tochter leise.

„Mir scheint,“ sagte die Gräfin kalt, „es sei die Zeit vorbei, wo er gewöhnlich zu kommen pflegt; es ist halb neun Uhr — ich hoffe, wir werden nicht allein in die Oper fahren!“

Dabei fixirte sie Karolinen scharf, die ohne ihr Auge aufzuschlagen flüsterte:

„Ich kann heute nicht in die Oper fahren!“

„Nicht?“ wiederholte die Gräfin, die indessen aufgestanden war und sich anschickte, die Glocke zu ziehen, kalt und gleichgiltig; „wie Du willst! dann wird Dir Tscherbadof Gesellschaft leisten und ich fahre allein in die Oper; ich hoffe, er wird nicht lange auf sich warten lassen, und es wird ihm nicht unangenehm sein, den Abend mit Dir zuzubringen; ich glaube, daß auch Du es mir Dank wissen wirst!“

Karoline blickte ihre Mutter verstört an — sie hatte einen Augenblick gefürchtet, daß diese um den Fürsten geschickt habe und sich absichtlich gegen sie verstelle; das kalte, fast höhnische Lächeln, mit dem die Mutter sie fixirte, war auch nicht

darnach angethan, sie zu beruhigen. Sie senkte, ohne ein Wort zu erwiedern, den Blick zu Boden und faltete ihre Hände über dem Busen.

In diesem Augenblicke ließ sich draußen ein leises Geräusch hören; die Gräfin hatte geklingelt — es konnte also das Kammermädchen sein; aber Karoline glaubte einen bekannten Tritt erlauscht zu haben, denn der Schmerz schärft zuweilen die Sinne in demselben Grade, als er gewöhnlich sie abstumpft. Sie fuhr erschreckt zusammen.

„Der Fürst Tscherbadof!“ rief das eintretende Kammermädchen.

Karoline fuhr wie vom Blitz getroffen in die Höhe und auf die Mutter zu, deren Arm sie krampfhaft umfaßte, ehe die Ueberraschte im Stande war, der verwundert dreinschauenden Dienerin ein „Willkommen“ zuzurufen!

„Um Gotteswillen, Mutter, weisen Sie ihn ab! wenn Sie ein Herz haben für Ihre Tochter, ein Herz für den Kummer und das Leid Ihres Kindes, so weisen Sie ihn ab — weisen Sie ihn ab, Mutter!“

Sie war vor der Mutter niedergesunken; ihr Auge haftete mit einem unaussprechlich rührenden

Ausdruck auf dem Antlitze der Mutter, deren Kleid sie leidenschaftlich in der Hand zusammenpreßte.

Die Gräfin stand, von dem heftigen Gefühlsausbruche überrascht, einen Augenblick unentschlossen da; eine Regung von Herzensgüte trieb sie an, der Bitte der Tochter zu willfahren; aber dann dachte sie wieder, daß es am besten sei, eine etwa durch Michael erzeugte Spannung zwischen Karolinen und dem Fürsten im Keime zu ersticken.

„Steh' auf!“ rief sie der Tochter in strengem Tone zu und streifte dann mit einem unmuthigen Blicke das Kammermädchen, welches unwillkürlich Zeuge einer so leidenschaftlichen Scene zwischen Mutter und Tochter gewesen war.

„Der Fürst soll eintreten!“ herrschte sie dem Mädchen zu.

Karoline stand langsam auf, sie sah matt und gebrochen aus.

„Sie verzeihen, Gräfin,“ rief Tscherbadof im Eintreten, „aber ich konnte nicht umhin, meine Schritte wieder hierher zurückzulenken, da mir hier eine so bekümmernde Botschaft geworden war; ich sehe aber zu meinem Vergnügen, daß meine Be-

sorgnisse wenigstens der Hauptsache nach ungegründet waren," setzte er lächelnd hinzu, nachdem er die Gräfin ehrerbietig begrüßt und dann Karolinen forschend angeblickt hatte.

„Wie meinen Sie das, lieber Fürst?" fragte die Gräfin mit einem affektirten Lächeln, während sie die Tochter nicht einen Augenblick aus den Augen ließ.

„Die Gräfin überraschte und betrübte mich vor wenigen Augenblicken außerordentlich durch die mir zugesandte Nachricht, daß sie sich unwohl befinde!" entgegnete der Fürst, indem er sich dem Anscheine nach mit einem Buche beschäftigte, das er vom Tische genommen hatte. In Wahrheit aber ruhte sein Blick mit Spannung auf der Geliebten, da ihn deren seltsames Benehmen gegen ihn frappirte. Sie hatte ihn nicht einmal bewillkommt und diese ihm unbegreifliche Gleichgiltigkeit ließ sich doch nicht ganz auf Rechnung eines Unwohlseins, selbst wenn dasselbe nicht blos fingirt war, schreiben.

Die Gräfin nahm, treu ihrem Vorsatze, durch nichts zu verrathen, daß sie um die Abweisung des Fürsten durch ihre Tochter wisse, eine er-

staunte Miene an. Sie strafte die Tochter mit einem halb unwilligen, halb fragenden Blicke und rief dann, zum Fürsten gewendet, hastig und scharf, als wollte sie, daß Karoline es aus dem Tone ihrer Stimme heraushöre, wie ungebührlich und thöricht sie gehandelt:

„Sie sind doch heute noch nicht hier gewesen?“

Der Fürst sah einen Augenblick überrascht die Gräfin an; das Benehmen Karolinen's erschien ihm jetzt in einem noch zweifelhafteren Lichte.

„Ich ließ im Vorbeifahren nachfragen,“ sagte Tscherbadof endlich nicht ohne Verlegenheit, da er fürchten mußte, Karolinen den Unwillen ihrer Mutter zuzuziehen, bei der er ohnehin heute eine gereizte Stimmung gegen die Tochter wahrzunehmen glaubte.

Die Gräfin erwiederte nichts; sie begnügte sich, Karolinen mit einem durchdringenden Blicke anzusehen.

„Karoline ist etwas übel aufgelegt, wie Sie sehen,“ begann sie nach einer kleinen Pause, „und sie hat eben gegen mich geäußert, daß sie keine Lust habe, in die Oper zu fahren; Sie werden also die Güte haben, sie ein wenig aufzuheitern,

wenn Ihnen dies anders nicht gar zu langweilig vorkommen wird. Ich fahre allein in's Theater!" Damit reichte sie Tscherbadof die Hand und entschwebte dann rasch aus dem Zimmer.

Die kluge Weltfrau sagte sich, daß es kein besseres Mittel gebe, einen Zwist zwischen Liebenden zu raschem Ausgleiche zu bringen, als wenn man beide allein ließe.

Karoline hatte keinen Versuch gemacht, ihre Mutter zurückzuhalten. Sie erkannte, daß der schwerste Augenblick, die Katastrophe ihrer Liebe, herangekommen sei — aber halb ging sie dem nächsten Moment mit der Stumpfsinnigkeit eines Opferlammes, halb mit dem erzwungenen Heroismus der Verzweiflung entgegen. Sie hatte ihrem Bruder und durch diesen ihrem Vaterlande Hand und Wort gegeben, diese Liebe aus ihrem Herzen zu streichen, und sollten alle Säfte ihrer Seele darüber verdorren. In dem Augenblick, wo sie das ihr angesonnene Opfer gebracht, war etwas von der alten, halb erloschenen Liebe zu ihrem Vaterlande in ihr aufgewacht, und mit aller Gewalt hielt sie sich an diesem Funken fest, damit der Boden ihr nicht ganz unter den Füßen entschlüpfte

und sie dastünde in der Nacht, allein, ohne Halt und Stütze, mit der Verzweiflung im zerrissenen Herzen.

Sie war jetzt allein mit dem Geliebten und zwischen beiden gähnte eine ungeheure Leere, eine unausfüllbare Kluft.

Tscherbadof hatte die Leidende eine geraume Zeit stumm betrachtet; jetzt machte er einen Versuch, ihre Hand zu ergreifen, und sagte theilnahmsvoll:

„Sie scheinen doch sehr unwohl zu sein, Karoline!“

„Sehr!“ erwiederte Karoline matt und gedrückt, und setzte nach kurzem Zögern mit unsäglicher Anstrengung hinzu: „Und ich wünschte, allein zu sein!“

Ihre Hand drückte gewaltsam das Herz zurück, daß unter dem wogenden Busen heftig schlug.

„Es lag nicht in meiner Absicht, Ihnen lästig zu fallen, indem ich noch einmal hierher kam!“ sagte Tscherbadof ernst.

„Ich weiß das — was können Sie auch für meine unerträgliche Stimmung! meine Augen brennen, ich will versuchen, zu ruhen.“

„Ich werde mich entfernen, Gräfin — darf ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen? Ich möchte Ihnen um keinen Preis zum zweiten Male einen unangenehmen Augenblick bereiten!"

„Dann bitte ich Sie, auch morgen nicht zu kommen!"

Karoline zitterte, als sie diese Worte gewaltsam hervorstieß. Sie schnappte nach Athem, ihr Antlitz war bleich wie das Battisttuch, mit welchem sie es halb verhüllte.

Der Fürst schwieg einen Augenblick bestürzt und überrascht; auch über sein Antlitz zuckte etwas wie leiser Schmerz und machte das schöne regelmäßige Gesicht mit dem großen blauen Auge, der scharfen Adlernase, der nicht übermäßig hohen aber spiegelglatten Stirne, dem reichen braunen Haar noch interessanter, als es gewöhnlich war. Er spielte einen Moment mit seinem Orden, dann bemerkte er mit bebender Stimme:

„Ich bitte Sie also, mir selbst die Zeit zu bestimmen, wann ich Sie wieder sehen und sprechen darf, ohne Ihnen durch meine Gegenwart lästig zu fallen."

Er hatte, indem er so sprach, einen Schritt

vorwärts gemacht und stand jetzt neben Karolinen, so daß er ihr von der Seite in das nur halb verhüllte Gesicht blicken konnte.

Er erschrak heftig über den schmerzlichen Ausdruck desselben; es war, als ob die ganze herzzerreißende Geschichte des Vaterlandes, dem das Mädchen seine Liebe aufopferte, darin ausgeprägt gewesen wäre.

Er griff mit liebevoller Theilnahme nach Karolinens Hand.

„Was haben Sie, Karoline, was ist Ihnen?" fragte er mit zärtlichem Flüstern, „warum wollen Sie denn ein Geheimniß haben vor mir, der Sie liebt — ja — Sie wissen das längst, Karoline, ohne daß ich es Ihnen gesagt — der Sie heiß und wahr, aufrichtig und glühend liebt, und den Sie, Karoline, wenn anders Ihr Antlitz nicht immer der lügengewandteste Heuchler, der Ton Ihrer Stimme nicht immer gemacht war, wieder lieben!"

Es war dies das erste Mal, daß von Liebe zwischen ihnen gesprochen wurde, obwohl sie sich insgeheim längst, ohne darüber förmlich übereingekommen zu sein, als einander gegenseitig angehörend betrachteten.

Der Eindruck, den Tscherbadof's Geständniß jetzt auf Karolinen machte, war ein niederschmetternder; sie fand nicht die Kraft, ihre Hand dem Geliebten, der die kalte und zuckende fest und heiß in seiner lebenswarmen Rechten hielt, zu entziehen, nicht die Energie, sich der elektrischen Berührung seines Körpers zu entreißen, da er sie mit seiner zweiten Hand fest umschlungen hielt; ihre Brust stöhnte in entsetzlichem Weh; die Geisterblässe ihres Gesichtes wich einer Fiebergluth, die sich von der Stirne aus über den ganzen Körper ergoß, um wieder ebenso rasch in eine erschreckende Blässe und Kälte umzuschlagen; ihr Busen schien mit seiner ungebändigten Bewegung den verhüllenden Schleier zerreißen, das hämmernde Herz die Brust sprengen zu wollen. Ihre Lippen öffneten sich von Sekunde zu Sekunde leise, als schmachtete ihre Brust nach Luft, blaue Ringe lagerten sich um die verglasten Augen, die nach Thränen zu ringen schienen. Sie gab keinen Laut von sich.

Tscherbadof, der ihr Schweigen als eine stumme, verschämte Billigung seines Geständnisses und als eine beredte Aufforderung zu erneuten Liebkosungen

nahm, drückte die Geliebte fester an's Herz und wagte es, einen leisen Kuß auf ihre Wange zu hauchen.

Diese Berührung gab der Armen das Bewußtsein wieder; schreiend riß sie sich aus den Armen ihres Geliebten und vom Fenster weg und in einen anderen Winkel des Gemaches fliehend, streckte sie ihre zitternde Hand dem Fürsten wie abwehrend entgegen.

So stand sie einige Sekunden da, das Haupt nach rückwärts zurückgeworfen, mit Gewalt einige Mal tief Athem schöpfend — dann flog sie mit einem leisen Verzweiflungsrufe auf den Glockenzug zu.

Aber kaum hatte sie ihn erfaßt, als sie sich schon wieder anders besann, und ihn fahren ließ.

Sie war entschlossen, die Sache mit einem Schlage augenblicklich zu Ende zu führen, augenblicklich die ganze Last von der Brust zu werfen.

Sie rang nach Fassung, strich sich die Locken aus der Stirn, und erschrak selbst, als sie den kalten Schweiß fühlte, der diese bedeckte. Wie verwundert sah sie die feuchten Finger an, es war ihr zu Muthe, als klebe Blut daran.

Sie fuhr mit dem Tuche einige Mal über das Gesicht und lehnte sich fest an die Wand, während sie die Hand auf den Tisch stützte. Ohne den Geliebten anzublicken, winkte sie ihm heftig zu, er möge auf seinem Platze auf der entgegengesetzten Seite des Gemaches bleiben.

Tscherbadof, den anfangs das Benehmen und die unerklärliche Aufregung Karolinens so verwirrt hatte, daß er wie festgewurzelt dastand, wollte jetzt herbeieilen, die Schwache zu stützen; er glaubte in ihrem Zustande nunmehr mit Bestimmtheit nur ein Symptom eines wirklichen Krankheitsanfalles zu erblicken. Ihr Wink erschreckte ihn von Neuem und er blieb stehen.

„Ich glaube," begann Karoline nach einer kurzen Pause mit unsicherer Stimme, die aber immer mehr an Festigkeit gewann, doch wagte sie es nicht, das Auge auf den zu richten, zu dem sie sprach, „ich glaube, Sie haben mir da ein Geständniß gemacht — ein sehr — unerwartetes Geständniß —"

„Unerwartet?" unterbrach Tscherbadof die Geliebte verlegen, und trat unwillkürlich einen Schritt näher.

„Bleiben Sie — bleiben Sie!“ rief die Gräfin heftig, indem sie neuerdings mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen ihn machte. „Unerwartet, sagte ich — denn Sie gestanden mir, daß Sie mich lieben!“

Sie vermochte nicht gleich fortzufahren, die Worte schienen sie ersticken zu wollen.

„Nach dem, was Sie mir gesagt haben,“ fuhr sie lauter und fester fort „will und darf ich nichts mehr von Ihnen hören“ —

„Karoline!“ rief Tscherbadof vorwurfsvoll.

Die Gräfin erzitterte bei dem einen Worte, sie glaubte niedersinken zu müssen, und stützte ihre Hand mit krampfhafter Geberde nur noch fester auf den Tisch.

„Wer gab Ihnen das Recht, mich mit diesem vertraulichen Namen zu benennen?“ fragte sie heftig, und ihre Worte, in die sie vergeblich einen zürnenden Ausdruck hatte legen wollen, klangen matt und tonlos. „Es sei das letzte Mal, daß Sie sich Aehnliches erlaubt haben, wie es auch das letzte Mal sein soll, daß wir uns allein sehen, Durchlaucht!“

Tscherbadof blieb einen Augenblick wie ver-

steinert stehen; als er sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, fragte er in resignirtem Tone: „Diese Härte, Gräfin — habe ich sie durch mein Geständniß hervorgerufen? o wenn dasselbe zu voreilig, zu kühn und anmaßend war, wenn Sie mir seinetwegen zürnen, o dann betrachten Sie meine Worte so, als ob sie nie gesprochen worden wären, mein Geständniß als ungeschehen, als nichtig — aber hören Sie auf, mir zu zürnen!“

Der weiche Ton seiner Stimme schnitt Karolinen in's Herz, sie verharrte lange sprachlos und erst nach einer geraumen Weile nahm sie leise das Wort:

„Es liegt mir fern, mein Fürst, ein Gefühl gegen Sie zu hegen, das dem Zorn nur im Leisesten ähnlich wäre; ich will Sie nur auf einen Irrthum aufmerksam machen, — als Sie mir ein Geständniß abgelegt, das ich nicht gehört haben will, nicht gehört haben darf, da thaten Sie dies ohne Zweifel in dem Wahne, in meinem Herzen Gefühlen zu begegnen, die den ihrigen verwandt wären — Sie glaubten, daß ich Sie lieben könnte, daß ich Sie liebe!“

Die letzten Worte Karolinens drängten sich wie ein Sterbeseufzer über ihre Lippen, ihr Ge-

sicht hatte den Ausdruck vollkommener Resignation angenommen, ihr Auge haftete auf ihrem Busen, als suchte es da tief innen die Stelle, woher all das Leid quelle, um sich hinein zu versenken; ihre Lippe zuckte nicht mehr, ihre Haltung war gebeugt aber fester.

„Diesen Irrthum," fuhr sie klarer fort, „fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zu benehmen" —

„O halten Sie inne, Gräfin!" fuhr Tscherbadof erschreckt und heftig auf, während er die Geliebte mit einem ängstlichen Blicke anstarrte.

Die Gräfin fuhr sich mit der Hand über das trockene Auge und trat einen Schritt zurück, wobei sie sich halb von Tscherbadof abwandte, als traute sie nicht einmal mit Sicherheit ihrem Auge, das sich doch vielleicht verleiten lassen könnte, den Geliebten zu streifen.

Sie sprach mit äußerster Anstrengung die folgenden Worte: „Ich liebe Sie nicht, Durchlaucht, weil ich Sie nicht lieben darf! Fragen Sie nicht warum — Sie würden meine Qual damit nur vergrößern, und Sie sehen, wie sehr ich leide. Wenn Ihnen aber das Geständniß, das Sie mir zu hören gaben, eine heilige Wahrheit gewesen

— und ich glaube das" — der Fürst hatte Mühe, die mit schwacher Stimme ausgestoßenen Worte zu verstehen — „dann werden Sie auch meine letzte Bitte ehren, die Bitte, es nie zu versuchen, mich meinem Entschlusse abwendig zu machen, mich auf keine Weise zu stören, mich für immer mir selbst zu überlassen. Sie versprechen mir das?"

„Es ist also keine Hilfe?" fragte Tscherbadof halblaut, indem er aufstand und die Gräfin, deren Leid er nicht verstand, für die er aber das innigste Mitleid fühlte, mit einem traurigen Blicke ansah.

Es schmerzte ihn, daß sie ihr Antlitz wegwandte.

„Keine Hilfe!" sagte Karoline mit leiser, zitternder Stimme; ein kalter Schauer überrieselte sie, als sie dem Glücke ihres Lebens, da wo es ihr so reich und golden winkte, mit zwei Worten unbarmherzig das Todesurtheil sprach.

„Sie sind grausam," sagte Tscherbadof traurig das Haupt neigend, „und ich verstehe Sie nicht einmal; vielleicht ließe sich Alles klären" —

„Nie!" unterbrach ihn Karoline fest.

„Wohlan, ich füge mich ihrem Befehle! Sie zürnen mir nicht, Gräfin?“

„Nein!“ erwiederte sie hastig, und schüttelte leise das Haupt.

„So werden Sie mir Ihre Hand reichen!“

Karoline erzitterte; ihr Antlitz wurde noch blässer, sie schwankte einen Augenblick, — es schien fast, als wollte sie dasselbe dem Fürsten zuwenden — plötzlich reichte sie ihm mit abgewandtem Gesichte die Hand, die er küßte.

„Leben Sie wohl, Gräfin!“ flüsterte er.

Karoline zuckte zusammen, aber sah ihn auch jetzt nicht an; er verließ sie langsam.

Als die Gräfin nach einer halben Stunde ziemlich gelangweilt aus der Oper zurückkehrte, glaubte sie das gute Einvernehmen zwischen ihrer Tochter und deren präsumtivem Bräutigam längst wieder zur Genüge hergestellt; sie gab sich demnach auch kaum die Mühe, die Kammerfrau, als diese ihr die schwere Sammtmantille abnahm, nachlässig zu fragen, ob der Fürst Tscherbadof noch da sei.

Die verneinende Antwort frappirte sie und sie trat etwas aufgeregt in ihr Boudoir.

Hier traf sie ihre Tochter an das Fenster gelehnt, durch welches sie den Geliebten mit ihren thränenlosen Blicken verfolgt hatte, als er in seinem Wagen dahinrollte, um nie wiederzukehren.

Karoline hatte versucht sich zum Divan zu schleppen, aber die Füße versagten den Dienst, und sie mußte sich mit Gewalt an das Fenstergesimse klammern, um nicht hinzusinken. Sie fühlte sich von einem Schwindel befallen, und als die Erschlaffung etwas nachgelassen, sanken die Hände müde und gebrochen über der Brust zusammen, das Haupt neigte sich nach vorwärts und fand an einer Fensterscheibe eine harte Stütze; ihr schwerer Athem war in ein leidenschaftliches Schluchzen übergegangen, und so ohne einen bestimmten Gedanken in der Seele, das ganze Fühlen und Denken in eine unbestimmte Empfindung unsäglichen Wehes aufgelöst, stand die reiche und stolze Aristokratin da, und keiner der zerlumpten Lastträger, die an ihrem Palaste vorbeigingen und halb neidische und halb neugierige Blicke auf ihre Fenster warfen, hätte mit der Grafentochter getauscht, hätte er all ihr Wehe mit auf seine Schultern nehmen müssen.

In dieser Verfassung traf die rückkehrende Mutter ihr Kind und blieb überrascht an der Schwelle stehen.

„Wo ist der Fürst? warum hast Du ihn entlassen?“ fragte sie kalt und schneidend, indem sie einen Schritt vortrat.

Karoline fuhr zusammen; die Worte ihrer Mutter gaben ihr etwas Fassung, ihrer Seele etwas von der verlorenen Kraft wieder.

Ihr Haupt richtete sich stolzer in die Höhe und das bleiche Antlitz mit einem halb traurigen und resignirten, halb stolzen und kühnen Blicke auf die Fragerin.

Die beiden Frauen standen einander aufrecht und wie zum Kampfe gerüstet gegenüber, aber ein flüchtiger Blick unterschied den herausfordernden Theil von dem herausgeforderten.

„Ich habe mir nie eine Kontrole über die Schritte des Fürsten Tscherbadof erlaubt,“ begann Karoline fest, ohne den Blick von ihrer Mutter zu wenden; „Sie waren so gütig, mich ihm während Ihrer Abwesenheit zu überantworten — er fand meine Gesellschaft ohne Zweifel etwas langweilig und entfernte sich.“

„Es war wahrscheinlich Dein Wille, ihm recht langweilig und uninteressant zu erscheinen?“ fragte die Gräfin piquirt.

„Ich werde ihm nie mehr eine Veranlassung geben, sich über mich zu beklagen — Sie können ruhig sein, Mama!“

„Wie meinst Du das?“

„Der Fürst hat sich mit meiner Bitte, mich mit seinen weiteren Besuchen zu verschonen, einverstanden erklärt!“

Die Gräfin machte eine zornige Geberde gegen ihre Tochter.

„Wie konntest Du es wagen,“ fuhr sie ergrimmt auf, „die Herrin hier zu spielen?“

„Das ist mir nie eingefallen!“ entgegnete Karoline ruhig, „ich habe nur für meine Person gehandelt, und wenn ich so unglücklich war, mir durch mein Benehmen Ihre Unzufriedenheit zuzuziehen, so thut mir dies herzlich leid. Wenn sich der Fürst damit einverstanden erklärte, seine Besuche bei mir einzustellen, so hindert Sie das übrigens nicht im Geringsten ihn zu empfangen.“

„Welche Thorheit!“ stammelte die Gräfin erzürnt. „Ich werde augenblicklich dem Fürsten

schreiben, er möge uns das Vergnügen machen, das Souper mit uns einzunehmen. Du wirst Dich in passender Form bei ihm entschuldigen, wirst ihm ein freundliches Antlitz zeigen — das wirst Du!"

Die Gräfin wollte auf ihren Schreibtisch zugehen, als ihr Karoline den Weg vertrat und sie beim Arm ergriff.

„Sie werden nicht schreiben, Mama!" rief sie aufgeregt, in Ton und Geberde die Ehrfurcht bei Seite setzend, die sie sonst der Mutter gegenüber nie außer Acht zu lassen pflegte. „Sie werden nicht schreiben — und ich erkläre Ihnen nochmals und ernstlich, daß ich gesonnen bin, den Fürsten nie mehr zu empfangen, ihn nie mehr zu sehen, daß ich keine Gesellschaft besuchen werde, wo ich fürchten müßte, ihm zu begegnen und daß ich auch Ihren Salon augenblicklich verlassen werde, sobald Fürst Tscherbadof sich daselbst zeigt; das erkläre ich Ihnen, und wenn Sie den geringsten Versuch machen, mich von meinem Entschlusse auf geradem Wege oder durch List abwendig zu machen, so —"

„Was wird Dir dann gefallen zu thun, Made-

moiselle?“ fragte die Gräfin sich stolz aufrichtend und einen Schritt zurücktretend, während sie ihrer Wuth durch ein scharfes Hohngelächter Luft machte.

„Dann werde ich,“ nahm die Tochter fest und ernst das Wort „die Intervention meines Vaters, des Grafen Orlinsky in Anspruch nehmen und ihn bitten, daß er mich von einer unerträglichen Tyrannei befreie, oder“ — und Karolinens Stimme sank zu einem halblauten Flüstern herab und ihr Blick streifte ängstlich die Wand, als fürchte sie belauscht zu werden — „oder ich werde im äußersten Falle mich hinter Klostermauern vor meiner eigenen Mutter verbergen. Es steht bei Ihnen, Mama, ob Sie mich zu diesem äußersten Schritte treiben wollen!“

Die Gräfin blickte zornig und zugleich erschreckt ihrer Tochter noch lange in's Gesicht, als diese schon zu sprechen aufgehört hatte. Ihre letzte Drohung hatte sie wirklich erschreckt und somit die Wirkung hervorgebracht, welche die Tochter mit derselben beabsichtigt hatte.

Die Gräfin Orlinsky war nämlich mit ihrer Tochter insgeheim immer dem katholischen Ritus

anhänglich geblieben, obwohl sie vor der Welt und dem Hofe demselben zu Gunsten der griechischen Kirche entsagt hatte. Hätte ihre Tochter zu einem katholischen Kloster ihre Zuflucht genommen, so wäre die Heuchelei der Gräfin vor dem Hofe offenkundig geworden und hätte ihr im besten Falle die Ungnade dieses letzteren zugezogen.

Die Gräfin kannte die Charakterfestigkeit ihrer Tochter und ihre Hoffnung, sie umzustimmen, sank in demselben Maße, als ihre üble Laune und ihr Zorn zunahmen. Und doch gebot andererseits wieder die Klugheit, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie verbiß daher ihren Grimm und sagte mit erheuchelter Ruhe zur Tochter:

„Geh' auf Dein Zimmer!"

Die unglückliche Karoline fand in ihrem einsamen Gemache endlich die lindernden Thränen und durch ihr tiefes Leid zuckte zuweilen erhellend das Antlitz ihres Bruders und die Vorstellung von dem, was dieser und das Vaterland von dem schwachen Mädchen erhofften.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Complott.

Der Graf Orlinsky tummelte sich inzwischen auf einem von dem Stadttheile, in welchem der Orlinsky'sche Palast stand, ziemlich entfernten Schauplatze umher.

Nachdem er seine Schwester verlassen, eilte er eingehüllt in einen weiten Mantel, mit dem ihn ein Diener an einer Straßenecke erwartet hatte, zu Fuße durch ein Dutzend Straßen nach einer entfernten Vorstadt, deren kleine einstöckige Häuser auf keine besondere Wohlhabenheit ihrer Bewohner schließen ließen. Von hundert zu hundert Schritten flackerte ein Lämpchen, das keine andere Bestimmung zu haben schien, als die Dunkelheit ringsumher in einem noch viel grelleren Lichte her-

vortreten zu lassen. Hierher in diese schmalen, winkligen Straßen verirrte sich das ganze Jahr hindurch keine Equipage, kein Flaneur von höherem Stande machte auf dem eckigen Pflaster — denn ein Trottoir war ein hier unbekannter Luxusartikel — seine Mittagspromenade — wen hätte er hier auch belorgnettiren können, als einige Straßenjungen und Bürgerstöchter, die an den niedrigen Fenstern nähten?

Durch diese schmalen Straßen, die sich unmittelbar an die erleuchteten Paläste der Hauptstadt schlossen, wand sich der Graf Orlinsky wohl eine halbe Stunde lang hindurch, bis er, als es eben von einem entfernten Kirchthurme neun Uhr schlug, vor einem unansehnlichen Häuschen stehen blieb, welches das letzte in einem Sackgäßchen war, das keinen Ausgang hatte.

Nachdem er sich sorgfältig umgesehen, um sich zu überzeugen, ob ihm auch Niemand folge, zog er die Glocke an dem niedrigen Hause.

Einige Sekunden vergingen, ehe das Thor in seinen Angeln knarrte und eine schrille Stimme nach dem Namen des Einlaßbegehrenden fragte. Der Graf sagte das Losungswort und erhielt

sofort Einlaß. Der Pförtner führte ihn über den öden Hof nach einem ebenso unscheinbaren und niedrigen Gebäude, als dasjenige war, das seine Fronte gegen die Straße herauskehrte. Doch waren hier Thüren und Fenster weniger verwahrlost, als in dem Vordergebäude. Alles befand sich in einem wohnlicheren Zustande, so daß sich dem Beschauer die Bemerkung aufdrängte, dies sei der eigentlich bewohnte Theil des Hauses, während das Vordergebäude gleichsam nur die Rolle einer die Aufmerksamkeit von den hier etwa zu verbergenden Geheimnissen ablenkenden Blende spiele.

Der Graf trat durch ein kleines, ebenfalls matt erleuchtetes Vorhaus in ein Zimmer ein, das einfach möblirt und durch einen altmodischen Glasluster erleuchtet war.

Der Pförtner ersuchte ihn, in dem Zimmer zu verweilen und entfernte sich

Während der Graf die Erlebnisse des Tages rasch noch einmal im Geiste durchging, saßen in einem anderen Gemache desselben Hauses zwei Männer vor einem Tische, auf dem zwei ziemlich tief heruntergebrannte Kerzen standen, und einige Papiere umherlagen.

Ein solches hielt auch der jüngere der beiden Männer, die hier zu einer wichtigen und allem Anscheine nach schon lange andauernden Berathung zusammengekommen waren, in der Hand, und schien darin aufmerksam zu lesen, wie der behutsam von Zeile zu Zeile weitergleitende Finger anzeigte.

Der Leser mochte vierzig Jahre alt sein und hatte ein markirtes Gesicht, in welchem die Schlauheit den hervorstechenden Zug bildete, wenn auch lange nicht in dem Grade, wie dies bei dem Anderen der Fall war.

Dieser war ein Greis mit bereits ganz gebleichten Locken; er saß dem jüngeren gegenüber und verwandte von diesem kein Auge, als läge ihm daran, gründlich zu erspähen, welchen Eindruck das Blatt auf den Leser mache, und erst als der Ausdruck der Zufriedenheit in den Zügen des Letzteren sich gleich blieb, verlor sich der lauernde Ausdruck von dem Antlitze des Beobachters.

Beide Männer waren einfach schwarz gekleidet; nichts an ihnen verrieth einen besonderen Stand, doch war es offenbar, daß sich beide in der besseren Gesellschaft zu bewegen gewohnt waren.

Nachdem der Jüngere mit der Lektüre fertig war, stand er auf, und griff, als wollte er das Papier unterzeichnen, nach einer Feder.

„Sie sind also mit allen Punkten einverstanden und billigen auch die Form des Schriftstückes?“ fragte der Aeltere, indem er sich gleichfalls erhob und ein anderes Papier zur Hand nahm, das aber der Urkunde, um die es sich in diesem Augenblicke handelte, ganz ähnlich war, so daß es wohl eine Abschrift derselben sein mochte.

„Mit allen Punkten, Eminenz,“ erwiederte der Jüngere; „die Schrift ist ganz in meinem Geiste abgefaßt. Der Anfang des Unternehmens ist in meine Hand gelegt; ich bin im Verlaufe des Aufstandes und zwar schon von diesem Augenblicke an, dessen alleiniger und unumschränkter Lenker; es ist mir anheimgestellt, jede fremde Einmischung mit Gewalt niederzudrücken, auch der römische Stuhl läßt mir unbedingt freie Hand, und begnügt sich, mich auf mein Verlangen direkt und indirekt kräftigst zu unterstützen. Dagegen verpflichte ich mich, sobald der Aufstand zu einem glücklichen Ende gediehen, die alte Verfassung des Reiches ihrem ganzen Umfange nach wieder her-

zustellen; die königliche Gewalt soll beschränkt werden durch Stände, die aus dem Adel und dem Clerus, daß heißt, dem weltlichen Clerus hervorgehen sollen. Neue Klöster sollen gestiftet, die bestehenden besser dotirt werden. Die Geistlichkeit soll besser gestellt, der Zurückführung des konvertirten Theiles des jetzigen Russischpolens zum katholischen Glauben kein Hinderniß in den Weg gelegt werden; eine vollständige Ausschließung der Jesuiten aus dem Reiche, in der Art aber, daß die Ausweisung derselben als ein Akt der Staatsgewalt und nicht als von Rom ausgehend erscheint, soll das Werk krönen. Alles dies soll erfüllt werden. Dagegen verpflichtet sich der römische Stuhl, mich mit allen Kräften im Besitze der obersten Gewalt, sobald ich dieselbe einmal in Händen habe, zu erhalten, unter welchem Titel ich auch für gut finde, sie auszuüben."

„Mit Allem einverstanden!" entgegnete der Aeltere, der die Akte, die er in Händen hielt, während der Rede des Anderen von Punkt zu Punkt verfolgt hatte; „wir können unterzeichnen!"

Der Jüngere reichte dem Greise die Feder und dabei drückte sich in seiner Haltung eine ge-

wisse Ehrerbietung aus; da das Geschäft, bei dem jeder nur auf seinen Vortheil bedacht sein mußte, und das daher eine gewisse Gleichheit zwischen den kontrahirenden Theilen zu Wege gebracht hatte, beendet war, so machte sich die Verschiedenheit der Stände, die gesellschaftliche Ueber- und Unterordnung wieder geltend.

Der Greis ergriff die Feder und schrieb mit großen deutlichen Lettern: „Cardinal Malofanti" unter die Akte, die er dann an den Anderen abgab. Dieser durchflog sie noch einmal rasch von Punkt zu Punkt, als wollte er sich die Gewißheit verschaffen, daß auch wirklich kein Unterschleif unterlaufen und die Copie mit dem Originale Wort für Wort übereinstimme.

Dann steckte er sie sorgfältig zusammengelegt in die Brusttasche seines Rockes, nahm die Feder aus der Hand des Cardinals und schrieb den Namen: „Casimir Mantuschewsky" unter das Original der Urkunde.

Hierauf übergab er dieses dem Cardinal.

Die beiden Männer reichten sich hierauf die Hände und während sie sich flüchtig in's Auge faßten, glitt ein leises Lächeln über Beider Züge

und gab ihren schlauen Mienen ein gar eigenthümliches Aussehen.

„Wenn wir uns bei der Einschiffung auf dem Verdeck oder in den Kajüten begegnen, so dürfen wir uns nicht kennen, Eminenz!“ sagte Mantuschewsky lächelnd.

„Gut,“ erwiederte der Cardinal leicht, „obschon ich glaube, daß diese Vorsicht überflüssig ist; die Russen haben zu wenig Uebung, um in einem offenen Gesichte zu lesen, geschweige denn eine Maske zu entziffern.“

„Trauen Sie diesen Russen nicht!“ bemerkte Mantuschewsky, das Haupt bedächtig schüttelnd; „sie könnten uns über den Kopf wachsen!“

Er griff nach seinem Hute und mit der anderen Hand nach dem Lichte, um dem Cardinal zur Thür hinauszuleuchten.

„Sagten Sie nicht, daß Sie noch den Grafen Orlinsky erwarten?“ fragte der Cardinal, indem er an der Thüre stehen blieb; „er ist General in russischen Diensten?“

„Aber ganz für uns gestimmt, Eminenz!“ entgegnete Mantuschewsky. „Ich schicke ihn jetzt nach Paris, um da für uns am Hofe Czartoryski's zu spioniren—“

„Gut, sehr gut!“ rief die Eminenz behaglich. „Wir müssen den Fuchsbau dieser ehrwürdigen Herren von der Gesellschaft Jesu in seinen Grundfesten unterhöhlen — und am Hofe dieses Schwächlings Czartoryski haben sie ihre stärksten Anker ausgeworfen!“

„Wahr, wahr! es wäre nicht gut, wenn diese Czartoryski's wieder zurückkämen —“

„Das werden sie auch nicht, so Gott will! ich werde mich mit allen Kräften dagegen stemmen, daß auch nur einer dieser Emigranten wieder zu uns zurückkehrt; mit dem ersten, der seinen Fuß wieder nach Polen setzte, kämen Zwietracht und Hader in's Land; ich liebe diese Sorte Patrioten nicht und fürchte den Anhang, der sich um sie nach ihrer Rückkehr in's Vaterland sammeln könnte; die Stürme würden uns treffen!“

„Den Einfluß Casimir Mantuschewsky's würden sie doch nicht stürzen!“ unterbrach der Cardinal rasch den Sprecher und in dem zu einem Lächeln verzogenen Antlitz konnte man eine Sekunde lang etwas wie leisen Hohn entdecken.

Mantuschewsky warf einen raschen Blick auf das Gesicht des Priesters, wobei er unwillkürlich

das Licht erhob, um die durch das im Zimmer herrschende Zwielicht etwas verdunkelten Züge des Anderen genauer ausnehmen zu können; es hatte auch den Anschein, als hätte er den lauernden Ausdruck von Tücke und Hohn auf dem Gesichte des Priesters bemerkt, aber er fand es für gut, ihn zu übersehen und sich an die schmeichelhaften Worte zu halten.

Beide gingen jetzt durch zwei matt erleuchtete und leere Zimmer hindurch, und als sie an der Thür des dritten ankamen, sagte Mantuschewsky leise zum Cardinal:

„Hüllen Sie sich fester in den Mantel; Orlinsky wartet sicherlich nebenan und es ist überflüssig, daß er Sie erkennt, wenn wir an ihm vorbeigehen!"

Der Priester befolgte die Weisung, hüllte sich in seinen Mantel sorgfältig ein und drückte seinen Hut tief in die Stirn. Dabei verfehlte er aber nicht, im Vorbeigehen einen durchdringenden Blick auf den Grafen zu werfen, der denselben seinerseits durch einen mehr neugierigen als prüfenden Blick erwiederte.

Mantuschewsky kehrte in das Zimmer, in

welchem ihn Orlinsky erwartete, zurück, und nachdem er das Licht niedergesetzt, schob er zwei Stühle vor den Tisch und bat Orlinsky Platz zu nehmen; dabei gebrauchte er die Vorsicht, sich so zu setzen, daß sein Gesicht in den Schatten fiel und somit sein Mienenspiel der Beobachtung seines Gegenübers nicht ausgesetzt war, sofern sich dieser überhaupt aufgelegt fühlen sollte, den Beobachter zu spielen; dagegen hatte er den Stuhl des Grafen so gestellt, daß nicht nur der Glanz des in der Mitte des Zimmers hängenden Glaslusters voll auf das Gesicht desselben fiel, sondern daß seine Züge auch durch das vor ihn hingestellte Licht noch schärfer und deutlicher hervortraten.

Die Beiden saßen einen Augenblick stumm nebeneinander, bis der Graf seine Uhr zog und bemerkte:

„Sie könnten schon da sein, es geht auf Zehn!"

„Ich habe sie auf halb eilf Uhr bestellt, und es ist gut, daß wir noch einige Augenblicke für uns haben und in diesem Hauptquartier der Spionage, denn so kann man Petersburg nennen, ein letztes vertrauliches Wort wechseln können!"

Er reichte Orlinsky die Hand und dieser drückte sie herzlich.

„Wir sind Freunde," fuhr Mantuschewsky fort, „jene, die wir erwarten, sind nur unsere Helfershelfer!"

Der Graf sah den Sprecher befremdet an.

„Helfershelfer?" fragte er erstaunt; „sind bei einer guten Sache, bei der Sache des Rechtes und der Freiheit Helfershelfer nöthig?"

„Wir nennen unsere Sache eine gute," erwiederte Mantuschewsky kalt, „weil wir uns von unserem Rechte überzeugt glauben, weil wir leiden; vor den Augen der Welt sind wir Aufrührer — Du weißt das!"

Der Graf schwieg verstimmt.

„Aber ich dachte doch," sagte er nach einer kurzen Pause niedergeschlagen, „daß wir uns Alle auf gleiche Weise verbanden, mit unserer ganzen Kraft für unsere Sache zu wirken, daß wir also einander gleich, Brüder durch's Vaterland sind, und daß es keine Helfershelfer unter uns gibt."

„Ja Brüder," rief Mantuschewsky geringschätzig, „ungefähr in dem Sinne, wie die Chri-

sten beim Abendmahle Brüder sind — vor der Kirche beginnen schon die Standesunterschiede, und die vor einer Sekunde nebeneinander das Versöhnungsmahl eingenommen, sind jetzt wieder Herr und Diener, Hebel und Werkzeug!"

Ueber Orlinsky's Gesicht zog es wie eine Wolke des Unmuthes.

„Sind unter den Männern," fuhr er heftig auf, „die Du unsere Helfershelfer nennst, nicht vielleicht einige, die da mit heißerer, aufrichtigerer Liebe das Vaterland umfassen als wir? Du hast Weib und Kind, die sich mit der Heimath in Deine Liebe theilen; ich habe eine Schwester, die einen Theil meiner Gedanken, meiner Zärtlichkeit vorwegnimmt; meine aristokratische Umgebung und Erziehung hat viel dazu beigetragen, einen Zwiespalt in meinem Inneren zu erzeugen. Sieh dagegen Lipinsky, Patkow, Grabowsky, wie ihnen ihr Vaterland Alles, Alles ist, wie kein Naturband, keine sociale Schranke an ihnen zerrt, wie sie Polen sind mit Herz und Seele, und diese Männer willst Du mit dem schimpflichen Namen Helfershelfer bezeichnen? O mir sind sie Freunde, Brüder, mit denen ich den letzten Gedanken mei-

ner Seele theilen könnte! Wenn wir nebeneinander ständen in der Schlacht für's Vaterland und einer von ihnen verlöre sein Schwert, ich bräche meines mitten entzwei und reichte ihm die Hälfte!"

Mantuschewsky betrachtete mit einem leisen Lächeln das glühende Antlitz des aufgeregten Freundes.

„Er ist ein thörichter Knabe," dachte er im Stillen, „und sein Blut ist eben gut genug, daß er es vor den Kanonen verspritzt!"

Dann sagte er laut:

„Gut, das würdest Du in der Schlacht thun — ich thäte vielleicht dasselbe, wenn ich in der Schlachtlinie stände. Aber wenn nun die Schlacht durchgefochten wäre, wenn Du der Führer in dieser Schlacht gewesen wärest und jetzt käme Dein Freund und wollte Dir am Siegeskranze zupfen und Dir sagen: ich habe Dir geholfen die Schlacht zu schlagen und den Sieg zu erfechten, gib mir nun auch meinen Lohn, theile mit mir die Früchte des Sieges? Was dann? und wenn nun nach glücklich durchgefochtener Sache hundert, tausend solcher Freunde kämen, die sich Alle darauf berufen wollten, daß Du sie einmal Freunde genannt,

die Alle einen Antheil am Siege und an der Herrschaft, die sich auf den Sieg und die Gewalt gründet, die Du in Händen hast, drängend forderten: wie würdest Du diesen Anmaßenden antworten, wie die ungebetenen Gäste abfertigen, die sich an den Tisch setzen möchten, den Du gedeckt, die Nutzen ziehen möchten von dem, was Dein Geist ausgeheckt und Dein Arm durchgeführt hat?"

„Hat das Vaterland nicht für Alle Platz? Soll sein neuerstrahlender Glanz nur auf die Häupter einiger wenigen Auserwählten fallen?"

„Das Vaterland — es ist wahr, es hat viele Hütten und Felder, die urbar gemacht und bebaut werden könnten; aber es hat nur einen Thron zu besetzen, nur einen Hermelin zu vergeben, nur einen Scepter zu verschenken! Und wirst Du Dir diesen Thron, den Du Dir durch Deinen Geist und Dein Schwert rechtmäßig erkämpft, diesen Purpur aus den Händen zerren lassen, wenn Du nur die vom Blute der Feinde noch geröthete Hand auszustrecken brauchst, um alle weiteren Ansprüche Anderer in den Staub zu schmettern mit einem einzigen schlagenden Argument, mit dem

Blute der Feinde, das Dir noch an den Fingern klebt? Und glaubst Du, daß diese Freunde, die in der Schlacht neben Dir standen, um mechanisch das auszuführen, was Dein Geist als gut erkannte, die kaum das verschlungene Gewebe Deiner Plane zu durchschauen vermögen, glaubst Du, daß sie zufrieden sein werden, wenn Du sie auf den Pflug und die niedrige Hütte verweisen und zu ihnen sagen wirst: Das ist euere Scholle, und das euer Lohn?"

„Die Freien werden dem Freiesten, die Tapferen dem Tapfersten, die Edlen dem Edelsten weichen, und gern zufrieden sein, daß er sie führe und leite und der Erste sei unter den Gleichen!" rief Orlinsky zuversichtlich. „Und weichen sie nicht, und er wagt es doch nach dem Purpur zu greifen und die Krone sich selbst auf's Haupt zu setzen, die ihm nicht Alle im Einklange der Uebereinstimmung freiwillig auf die Stirne drücken, so ist er ein Despot, seine Herrschaft wird illegitim von dem Augenblicke an, wo er sie beginnt, sein Thron morsch, ehe er noch ganz aufgebaut ist und dann ist auch die Hand geweiht, die nach seinem Haupte zielt und das Land von dem Tyrannen befreit,

der sich ihm aufgedrängt hat! Warum erheben wir uns denn, als um das Joch zu brechen? Wollten wir ein zweites freiwillig dem ersten folgen lassen, was wäre uns da geholfen? und würde dies neue aufgedrungene nicht härter, drückender und schmählicher sein als jenes, unter dem wir jetzt schmachten, und das uns doch ein Recht gibt zu murren, weil es eine uns von außen mit Gewalt aufgedrungene Fremdherrschaft ist? Welchen Grund hätten wir zur Klage, wenn wir uns selbst die Hände bänden, unsere Knechtschaft selbst sanktionirten?"

Orlinsky hatte sich von seinem Sitze erhoben und sein Gesicht glühte.

Mantuschewsky, der sich nun vollkommen in dem Grafen auskannte, nachdem sich derselbe selbst so deutlich ausgesprochen, stand gleichfalls auf.

Er hatte dem Gespräche unter der Maske des Bedürfnisses eines freundschaftlichen Gedankenaustausches vorsätzlich diese Wendung gegeben, um über den Charakter des Grafen und darüber, wie sich derselbe in den letzten Jahren, seit sie sich nicht gesehen hatten, ausgebildet, in's Reine zu kommen und zu erfahren, was er von Orlinsky

für die Förderung seiner geheimen Pläne zu hoffen und zu fürchten habe.

Natürlich mußte dem gewandten Diplomaten, dem die Intrigue als das einzige ritterliche Kampffeld erschien, der offene und unvorsichtige Enthusiast sehr lächerlich erscheinen, und er schwankte bereits, ob er an seinem Vorsatze, Orlinsky als Spion in Paris zu verwenden, festhalten sollte. Doch überwog die Besorgniß, daß der Graf seiner Parthei und seiner Sache ganz entfremdet werden könnte, wenn seine Thätigkeit nicht alsbald in Anspruch genommen würde; zudem konnte er in Paris wenig schaden, da er in das Ineinandergreifen der Fäden, deren Enden man ihm in die Hand gab, nur geringen Einblick hatte und so nicht einmal zum unwillkürlichen Verräther werden konnte.

Endlich war es Mantuschewsky wohl bekannt, daß der Graf, von der frühesten Jugend an auf den Krieg auf dem schwierigsten Terrain der Welt eingeübt, seinen Degen ausgezeichnet zu führen verstand und wegen seines taktischen Scharfblickes von dem Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee sehr geschätzt wurde. Der polnischen Sache hatte

es aber nie an Soldaten und Geld, wohl aber immer an tüchtigen Generalen gefehlt. Graf Orlinsky mit seinem wohlerworbenen Namen als General durfte nicht aus den Händen gelassen werden, weil sich ihn sonst leicht eine andere Fraktion dienstbar machen konnte.

Der Diplomat näherte sich lächelnd dem Soldaten, und ihm die Hand besänftigend auf die Schulter legend, sagte er leicht:

„Nun, nun, wir sind ja noch nicht so weit, daß die polnische Nation einen Thron zu vergeben hätte! Prolongiren wir den Streit bis auf jene Zeit, die, so Gott will, nicht lange mehr auf sich warten lassen wird."

Orlinsky strich sich mit der Hand über das Antlitz und lächelte bitter.

Der Auftritt hatte in ihm eine gereizte Stimmung gegen Mantuschewsky wach gerufen, an dessen reiner, uneigennütziger Ergebenheit für die Sache des Vaterlandes er zu zweifeln anfing. Etwas von diesem Mißtrauen legte er unwillkürlich in den Blick, mit dem er den Diplomaten streifte.

Der wahrhafte Patriot ahnte nicht, daß eine halbe Stunde zuvor zwei Diplomaten über die

oberste Gewalt schon gewürfelt hatten, und wußte daher nicht, wie unversöhnlich er den präsumtiven Inhaber derselben durch seine Rechtfertigung des Aufruhres gegen einen aufgezwungenen Despoten beleidigt hatte.

„Du wirst also nicht mehr nach dem Kaukasus zurückkehren?“ fragte Mantuschewsky nach einer Pause.

Der General schüttelte finster mit dem Kopfe.

„Die Uniform wird Dir und unserer Sache auch in Paris gute Dienste leisten!“ fuhr Mantuschewsky fort.

„Ich werde sie tragen, damit meine Schwester hier freier und ohne Argwohn zu erregen, für uns wirken kann! Lange werde ich die Maskerade nicht aushalten; wenn es nach mir ginge, so bräche ich diesen Degen je eher je lieber in Stücke!“

„Also Deine Schwester hast Du doch zur Proselytin gemacht? Das wird Dir der verliebte Tscherbadof wenig Dank wissen!“

„Meine Schwester ist eine Polin und sie wird fortan wissen, sich als solche zu benehmen,“ sagte der Graf kalt. „Sie wird ihr Möglichstes thun,

die Grafen Zlynsky und Wolkowsky für uns zu gewinnen — es wäre das ein guter Gewinn!"

„Wahr, wahr!" rief Mantuschewsky, der seine Freude über diese Nachricht kaum verbergen konnte.

Er überlegte schon im Stillen, wie man sich den Grafen, sobald die beiden Offiziere im Garne wären, auf gute Art vom Halse schaffen oder ihm eine mehr untergeordnete Rolle, als welche ihm anfangs zugedacht war, zuweisen könnte. Er konnte ja zuletzt auch als Emigrant betrachtet werden.

„Du wirst mir jede Woche nach Krakau Bericht erstatten," sagte nach einer kurzen Pause Mantuschewsky übereilt, und kaum ausgesprochen, reute ihn das unvorsichtig gebrauchte Wort, da er den peinlichen Eindruck sah, den es auf den Grafen machte.

Dieser fragte mit einem finsteren Blicke den Diplomaten fixirend:

„Und worüber soll ich berichten?"

„Du hast mich falsch verstanden, lieber Freund!" entgegnete Mantuschewsky geschmeidig, indem er ein Lächeln der Verwunderung affektirte; „ich wollte Dich nur bitten, mich von Zeit zu Zeit

über Dein Leben in Paris und die Fortschritte unserer Sache daselbst zu benachrichtigen, da ich die Nachrichten von daher, nach denen sich doch zum großen Theile mein ganzes Vorgehen richten muß, aus keiner verläßlicheren Quelle erhalten kann. Du wirst viel mit dem Hofe Czartoryski's und mit diesem selbst verkehren," setzte der Diplomat, mit Leichtigkeit über das Wichtigste hingleitend, hinzu, „und wirst mir da einen unbezahlbaren Dienst leisten, wenn Du mich von allen Vorgängen und Bewegungen unter den ausgewanderten Patrioten unterrichtest; ich muß immer wissen, soll ich in meinem Wirken nicht gehemmt werden, woher der Wind kommt. Auch haben in der Umgebung des Prätendenten die Jesuiten ihr Hauptlager aufgeschlagen, und es wird gut sein, diese nicht aus dem Auge zu lassen; diese Leute waren nie Freunde der Freiheit, wir müssen uns vor ihnen hüten; und wer wäre geeigneter, mit spähendem Auge diesen geheimen Feinden unserer Sache zu folgen, als Du, an dem das Vaterland, das Recht und die Freiheit ihren glühendsten Priester haben!"

So schlau der schmeichelhafte Schluß der Rede

darauf berechnet wrr, die Eitelkeit des Grafen aufzuregen, so gelang es dem Diplomaten doch nicht, jenen ganz darüber zu täuschen, was man eigentlich von ihm und seiner Mission erwarte.

Lange ruhte Orlinsky's Blick scharf und prüfend auf Mantuschewsky; aber das Gesicht dieses Mannes glich in diesem Augenblicke einer leeren Tafel, auf der gar nichts geschrieben stand; jeder Ausdruck, der einen Einblick in das Innere hätte gewähren können, war mit Gewalt davon zurückgedrängt worden. Der listige Mann hatte rasch eingesehen, daß er den Scharfsinn des Grafen, mit dem er so leicht zu spielen vermeint, doch zu gering angeschlagen; er hatte erkannt, daß der Argwohn des Patrioten in Bezug auf die Ehrenhaftigkeit dessen, was man mit ihm vorhatte, einmal rege geworden war, und um jeden Preis wieder entfernt oder doch geschwächt werden mußte.

Orlinsky überlegte einen Augenblick; schon stieg der Gedanke in ihm auf, für jetzt nicht nach Paris zu gehen, da ihm eine Ahnung von der unwürdigen Rolle aufdämmerte, die ihm dort ein fremder Wille zudenken zu wollen schien.

Die Wange des jungen Mannes glühte in

feurigem Zornesroth, als er sich fragte, ob er nur einen willenlosen Popanz abgeben solle; aber schon trat wieder aus dem Chaos der sich rasch durch sein Gehirn wälzenden Gedanken das Bild seines bedrängten, Hilfe und Rettung heischenden Vaterlandes siegreich wie die Sonne aus trüben und nebligen Dünsten hervor und er sagte kalt:

„Ich werde Dir treulich berichten, was ich für unsere Sache förderlich finden werde.“

„Du kannst ein Gleiches von mir erwarten!“ sagte Mantuschewsky schnell, indem er glaubte, mit dieser Versicherung allen Argwohn und Zweifel in der Brust seines Freundes niederzuschlagen; aber ein flüchtiger Blick auf diesen, über dessen Antlitz ein geringschätziges Lächeln zuckte, überzeugte ihn, daß er sich auch hierin geirrt.

Er ergriff mit affektirter Bewegung die Hand des Grafen, und fragte im Tone erkünstelter Zärtlichkeit und Theilnahme:

„Du versprichst mir doch, Dich ausschließlich an mich zu wenden, wenn Dich die Umstände in eine Lage versetzen sollten, in welcher Du fremder Hilfe oder fremden Rathes bedürftest? Und wenn Du Dich entschließen solltest, Paris zu verlassen,

so wirst Du mir auch davon Kunde geben, damit wir in immerwährender Wechselwirkung bleiben?“

Der schlaue Diplomat hatte sich auf diese Art in anscheinend freundschaftlichem und herzlichem Ergusse, der auch nicht verfehlte, auf den Grafen einen besänftigenden Eindruck zu machen, den zweiten wesentlichen Haupttheil seines Anliegens vom Herzen gewälzt; um den Patrioten ganz in seiner Hand zu haben, durfte dieser keinen Schritt von der ihm vorgezeichneten Bahn abweichen und somit auch seinen Aufenthaltsort, der sich für ihn so in eine Art von Internirung umwandelte, nicht verlassen, ohne seinen Vormund zu Rathe zu ziehen oder wenigstens zu benachrichtigen.

Uebrigens war Mantuschewsky ganz damit zufrieden, wenn sein Werkzeug, sobald es in Paris seine Schuldigkeit gethan, sich von dort nach einem anderen Schauplatze begab; nur durfte er seinen Einfluß auf die Wahl des künftigen Aufenthaltsortes des Grafen nicht aus den Händen geben, wenn er von seiner Kreatur, ehe es zum Schlagen käme, und man ihr ein Schwert in die Faust

drücken könnte, den möglichsten Vortheil ziehen wollte.

Der Graf ging in die Falle, da er die überzuckerte eigennützige Heuchelei für baare Münze nahm und, fast versöhnt, mit Herzlichkeit erwiederte.

In diesem Augenblicke ertönte die Hausglocke.

„Das sind unsere Freunde!“ sagte Mantuschewsky.

Mantuschewsky ging den Ankömmlingen entgegen, hieß sie willkommen und schüttelte jedem von ihnen in herzlicher Weise die Hand.

„Wir haben nur wenige Minuten für uns, meine Freunde,“ sagte er, „um in Kürze zu besprechen, was schwer und langsam zu vollbringen ist!“

Die drei setzten sich an den Tisch neben Mantuschewsky und Orlinsky, denen sie nach einem stillschweigenden Uebereinkommen den Vorsitz zuerkannten.

Orlinsky reichte einem der drei, einem schlanken Jüngling von kaum zwanzig Jahren, dessen edles, bleiches Antlitz von schwarzen Locken umrahmt war, vertraulich die Hand über den Tisch hinüber.

„Eine Sache!“ rief der Graf feurig.

„Ein Herz!“ entgegnete der Andere, die ihm dargebotene Hand drückend, ebenso enthusiastisch.

„So ist es, Patkow, und so soll es auch ewig bleiben!“ schloß der Graf.

„Wenn wir uns das nächste Mal zusammenfinden,“ leitete Mantuschewsky die Verhandlung ein, „so wird es, so wollen wir wenigstens hoffen, nicht mehr geschehen, um zu sprechen und zu berathschlagen, sondern um zu schlagen und zu kämpfen. Ich hoffe Euch dann auch heiterer und aufgeräumter zu finden als heute, wo wir das unangenehme und gefahrvolle Geschäft haben, Ränke zu spinnen. Jetzt heißt es noch dem Feinde eine Schwäche im Geheimen abzulauern — dann werden wir ihn offen an der Gurgel fassen, und ihn fragen, Antlitz gegen Antlitz, ob er nicht von seinem Raube lassen will. Wir haben das schon einige Mal gemacht, aber immer hat man uns wieder den Strick um den Hals geworfen und uns statt männlicher Antwort auf den Galgen verwiesen. Wir waren zu schwach, wir standen vereinzelt; wir haben auf Freunde gehofft, die uns im Augenblick der Entscheidung feig im Stiche ließen;

die eigennützige Handlungsweise des französischen Königs ist uns Allen noch in frischem Angedenken. Wir haben daraus eine Lehre gezogen, wichtig genug für uns. Den offenen Zusicherungen, den fast beschworenen Bündnissen mit Fürsten und Völkern dürfen wir nicht mehr trauen. Die Fürsten wollen nichts thun, als was darauf hinzielt, ihre Herrschaft zu festigen, und die Völker können bei der Bevormundung, unter welcher sie seufzen, mit dem besten Willen nichts thun, als einige Gulden zu indirekter Unterstützung einsammeln. Anstatt also mit Fürsten Bündnisse zu schließen, müssen wir vielmehr gegen dieselben agiren, Felonie der Felonie, Verrath dem Verrath entgegensetzen; wir stehen dann immer noch gerechtfertigter da, denn wir sind die Schutzlosen, die Gedrückten; unser Handeln diktirt die Verzweiflung. Ich sage, wir müssen die Völker gegen die Fürsten aufregen, Unzufriedenheit säen im Volke, weil wir nur in einer allgemeinen Desorganisation der socialen Zustände unser Heil finden können. Wenn da und dort ein unterdrückter Stand, ein mit Füßen getretener Stamm sich auflehnt und mit der Haue oder dem Dolch in der Hand

sein Recht fordert, wenn die unbarmherzigen Machthaber bald hier bald dort mit Nachdruck angegriffen oder mindestens bedroht werden, daß sie ihre mit schwerem Geld erkauften Kräfte theilen und in leicht zu bewältigende Häufchen spalten müssen, wenn in die Reihen der Schildträger der Despotie selbst der Verrath einreißt und die bezahlten Knechte den Herren nach der Gurgel greifen, wenn der ganze unterdrückte Theil der Menschheit in Europa einen plänkelnden Guerillakrieg gegen die Tyrannen beginnt: dann ist unsere Zeit gekommen, dann werden und müssen wir uns erheben und uns an die Spitze der Bewegung stellen, die wir im Stillen hervorgerufen, und auf deren Ausbruch zu warten uns die Klugheit und mehrfache traurige Erfahrungen gebieten. Dann wird die polnische Nation," setzte der schlaue Heuchler hinzu, der doch kaum eine Stunde zuvor eine Akte unterzeichnet hatte, die, in's Leben gerufen, den mittelalterlichen Feudalzustand in Polen wieder herstellen mußte, „dann wird die polnische Nation die Stütze und Nährerin des neuen Socialismus sein, den die Despoten als Verbrechen verschreien, weil er die Schranken zwischen Reich und Arm,

zwischen dem Bettler und dem Palastbesitzer etwas minder scharf gezogen zu sehen wünscht, weil er nicht ruhig zusehen mag, wenn tausend gleichberechtigte Menschen die Scholle einiger Bevorzugten mit ihrem Blute düngen! Diese neuen Ideen groß zu ziehen und zu stützen, ihnen zu endlichem Triumphe zu verhelfen, muß vorläufig unsere Aufgabe sein! Darum müssen wir uns mit den Sozialdemokraten in Paris in's Einvernehmen setzen. Unser Freund Orlinsky wird in dieser Richtung für uns wirken. Er wird sich mit den Führern der sozialistischen Bewegung in Verbindung setzen, und Anknüpfungspunkte mit Napoleon Bonaparte, dem Vetter des Präsidenten suchen. Der Sohn Jerôme's scheint sich den Demokraten zuzuneigen und die Sache der unterdrückten Völker zu der seinigen zu machen. Möglich, daß er einmal selbst den Präsidenten mit sich fortreißt. Weiter habe ich meine Augen auf Böhmen geworfen. Ein guter Theil dieses Volkes fühlt mit uns gleich, weil ein ähnlicher Druck auf ihm lastet; unter einer milderen Form, aber seit zehnmal längerer Zeit wird dort dasselbe Schauspiel aufgeführt, mit dem man bei uns die ruhig zu-

sehende Welt belustigt; wie uns der Czar russifiziren, der König von Preußen germanisiren will, so ist es dort das Bemühen der Gewalt, den czechischen Urstamm verschwinden zu machen, und der ganzen Race eine deutsche Färbung zu geben. Dort findet sich ein uns verwandtes Element, dort lodert, wie bei uns, der Haß der eingeborenen Slaven gegen die Fremden, dort sympathisirt man mit uns, weil man uns versteht! Dort ist Zündstoff aufgehäuft, und einer geschickten Hand wird es nicht schwer werden, zur rechten Zeit den Funken hineinzuwerfen. Unser Freund und Bruder Lipinsky hat es übernommen, daselbst im Stillen für unsere Sache zu wirken. Er wird demnächst zu Schiff gehen, um sich nach Prag zu begeben, während unser Bruder Grabowsky nach dem Kaukasus sich verfügt, um daselbst das vom Grafen Orlinsky insgeheim mit so ausgezeichnetem Geschick begonnene Werk fortzusetzen, und uns Anhänger im Heere des Despoten selbst zu werben, die in der russischen Armee zerstreuten zwanzigtausend Polen auf einen baldigen Ausbruch vorzubereiten und nützliche und geheime Verbindungen mit den Tscherkessen selbst zu schließen. Patkow

hat sich herbeigelassen nach Italien zu gehen, daselbst unsere Verbindungen mit dem jungen Italien zu betreiben und gleichzeitig den römischen Stuhl mit den um denselben geschaarten Gegnern und Anhängern unserer Sache im Auge zu halten. Wenn sich der Aufstand in Ungarn noch länger hält, wenn Italien sich von seinen letzten Niederlagen erholt hat, wenn die übrigen unterdrückten Nationalitäten gegen den österreichischen Koloß anstürmen werden, so daß derselbe von allen Seiten mit Energie angegriffen wird, wenn dann die polnisch-russische Armee im Kaukasus mit den Tscherkessen auf unseren Wink gemeinschaftliche Sache macht und über den Ural nach Europa sich wendet, wenn daheim selbst Alles eingeleitet und vorgesehen ist, dann ist für Polen die Zeit gekommen, dann wird es sich erheben, um nicht mehr zu fallen."

Der Redner war bei den letzten mit feierlicher Stimme gesprochenen Worten aufgestanden und die Uebrigen folgten seinem Beispiele, sie reichten einander stumm die Hand; aber beredter, als es die Lippen vermocht hätten, sprachen ihre glühenden Wangen, ihre flammenden Blicke.

„Brechen wir auf!“ rief Mantuschewsky nach einer Pause; „es ist nicht gut, länger in der Höhle des Wolfes zu verweilen, als Einen die Nothwendigkeit dazu zwingt; auch ist es für diejenigen von uns, welche mit dem Schiffe, das mit dem Morgengrauen die Anker lichtet, Petersburg verlassen wollen, die höchste Zeit, sich nach dem Hafen zu begeben.“

Die Verschworenen griffen nach ihren Mänteln und verabschiedeten sich von Mantuschewsky.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Cardinal und der Spion. Ein Brief.

Während die Verschworenen in der Vorstadt tagten, hatte sich der Cardinal Malofanti von dem Orte seiner Zusammenkunft mit Mantuschewsky durch hundert Kreuz- und Querstraßen nach seinem im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Gasthofe, in welchem er als bescheidener italienischer Kaufmann logirte, zurückbegeben.

Im Gasthofe sah er sich sofort auf andere Weise in Anspruch genommen, da seiner im Vorgemache seit einer halben Stunde ein Greis harrte.

Es war dies der Haushofmeister der Gräfin Orlinsky.

Sobald der Cardinal die Thür des Gemaches hinter sich geschlossen hatte, näherte sich ihm der

Greis mit der ehrerbietigsten Geberde und wollte ihm die Hand küssen, was der Cardinal aber rasch dadurch verhinderte, daß er die Hand des Haushofmeisters ergriff und sie freundschaftlich schüttelte.

Dabei sagte er zu dem Alten in salbungsvollem Tone:

„Gott zum Gruß, mein Bruder im Geiste!“

Der Haushofmeister hatte die graue Perrücke, die er im Hause der Gräfin trug, abgelegt, und sein Haupt zeigte am Wirbel einen einer Tonsur ähnlichen, runden Fleck.

Der Cardinal führte den Greis in das mittlere Gemach, in welchem er sich vor Lauschern nach beiden Seiten hin sicher fühlte.

Beide setzten sich.

„Es muß etwas von Wichtigkeit sein, mein Bruder,“ begann der Cardinal, „was Sie veranlaßt hat, mich mitten in der Nacht aufzusuchen, nachdem wir schon Abschied genommen haben!

„Ich bin nicht im Stande, Eminenz,“ entgegnete der Haushofmeister demüthig, „zu beurtheilen, ob überhaupt der Sache, die ich Euer Eminenz zu berichten habe, eine Wichtigkeit beizumessen ist. Ich erhielt heute den Auftrag von der Grä-

fin Orlinsky, ein Gespräch ihrer Tochter mit ihrem Bruder, dem General, zu belauschen. Er hat ihr lebhaft zugeredet, das Verhältniß mit dem Fürsten Tscherbadof aufzugeben.“ —

„Und sie hat eingewilligt?“ fragte der Cardinal gespannt.

„Der Bruder hat sie für die polnische Sache gewonnen,“ bejahte der Haushofmeister.

„Ich danke Ihnen, mein Bruder,“ sagte der Cardinal aufstehend, „daß Sie mir das gemeldet haben! Die Sache ist wichtig!“

„Sie hat sich herbeigelassen,“ fuhr der Haushofmeister, der gleichfalls aufgestanden war, sich aber auf einen Wink des Cardinals, der nachdenklich im Gemache auf und niederging, wieder niedergelassen hatte, fort, „die Bekehrung der Offiziere Wolkowsky und Zlynsky zu betreiben!“

„Das ist sehr, sehr gut!“ rief der Cardinal erfreut.

„Ich erlaube mir aber, Euer Eminenz aufmerksam zu machen, daß dies sehr schwer zu bewerkstelligen sein wird. Die Gräfin ist den Polen bekanntlich nicht zugethan und erschließt ihren Salon Niemandem, auch nicht dem distinguirte-

sten Cavalier dieser Nation; ich fürchte also, sie wird bei den beiden Stabsoffizieren auch keine Ausnahme machen; sie wünscht die Vermählung ihrer Tochter mit dem reichen Tscherbadof, und betreibt die Sache mit Eifer. Die junge Gräfin wird bald ihren Widerwillen gegen die Verbindung zeigen, was die Mutter noch mehr erbittern wird, so daß selbst eine Bitte der Tochter, die polnischen Offiziere zu laden, mit Argwohn aufgenommen und im besten Fall nicht berücksichtigt werden dürfte!"

„Sie haben Recht," unterbrach der Cardinal den Sprecher; „zu einer solchen Bitte dürfen wir es erst gar nicht kommen lassen, weil dadurch unnützer Weise der Argwohn der Mutter angeregt, und der Spionage Thür und Thor geöffnet würde. Aber unseren Händen dürfen wir den glücklichen Fang auch nicht entschlüpfen lassen! Man wird mich doppelt gnädig in Rom empfangen, wenn ich unserer Sache zwei erprobte Oberoffiziere gewonnen habe! Strengen Sie Ihr Gehirn an, mein Bruder. Sie kennen die Verhältnisse des Hauses genauer, besitzen als Priester das unbedingte Vertrauen und werden also leicht ei-

nen Ausweg finden. Vielleicht würde sich die Tochter, etwa in der Beichte, dazu bewegen lassen, daß sie die Generale insgeheim empfinge?"

„Nie, nie!" rief der Haushofmeister; „ich habe gar keinen oder doch nur einen höchst unbedeutenden Einfluß auf sie, und was ich von ihren Geheimnissen erfahren habe, das verdanke ich nur meinem Posten als Spion der Dame vom Hause; im Beichtstuhle hat sie mir nie etwas von Bedeutung anvertraut; sie ist ein zu entschlossener Charakter, als daß sie sich von Andern dahin ziehen lassen sollte, wohin sie ihr Herz nicht treibt; es muß in ihrer Brust eine tiefe Liebe zum Vaterlande ruhen, die richtig geleitet, der Nation sehr viel nützen könnte, und die ihr Bruder heute geschickt aufzurütteln wußte. Nur so läßt es sich auch erklären, daß sie ihrer Liebe zu Tscherbadof entsagte. Ihr gerades, stolzes Wesen wird sie den Gedanken verwerfen lassen, den Offizieren einen Schritt entgegenzuthun — ich bin davon fest überzeugt!"

„Sie haben doch nichts von dem, was Sie erlauscht haben, der alten Gräfin mitgetheilt?" fragte Malofanti hastig.

„Eminenz können ganz ruhig sein, die Gräfin hat von mir nur erfahren, daß ihr Sohn die junge Dame überredet hat, mit dem Fürsten zu brechen!“

„Das ist schon zu viel,“ meinte Malofanti überlegend.

„Ich mußte der Gräfin doch eine Nachricht von Bedeutung bringen, da sie schon auf etwas Besonderes gefaßt war und nichts Kleinliches von dem Abschiede der Geschwister erwartete; die Gräfin scheint ihren Sohn ohnehin zu beargwöhnen, und sie gar zu sehr irre leiten wollen, hieße mich selbst leichtsinnig um ihr Vertrauen und Euer Eminenz um die Früchte dieser Vertraulichkeit bringen.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte nach einer Pause stummen Nachdenkens der Cardinal. „Wie wäre es, wenn wir der Gräfin den ersten Schritt den Offizieren gegenüber ersparten und es auf uns nähmen, ihn für sie zu thun? ich meine, wenn wir ihnen Briefe in die Hände spielten, von denen sie glauben müßten, daß sie von der jungen Gräfin kommen? Einladungen etwa zu geheimen Unterredungen? Man kennt die Petersburger

Damen — sie sind nicht zu sittenstreng und galante Abenteuer sind ihr Element. Es erscheint gar nicht so unglaublich, wenn hier eine Dame einem Cavalier Avancen macht."

Der Haushofmeister hatte sich rasch im Geiste in den Plan des Cardinals hineingearbeitet und überdachte ihn schnell und gewandt.

„Aber," begann er nach einer kurzen Pause, während welcher der Blick Malofanti's fragend auf seinem Antlitze geruht hatte, „kompromittiren wir damit die Gräfin nicht allzusehr? Wir kennen den Charakter der beiden Offiziere nicht genau und sind also nicht sicher, daß sie von den Briefen nicht einen unehrenhaften Gebrauch machen, und den guten Ruf der Gräfin mit Hilfe der Papiere zertrümmern!"

„Daraus würde uns kein Schade erwachsen," erwiederte der Cardinal rasch; „die Gräfin würde sich verletzt von allen anderen Intriguen abwenden, und mit größerem Eifer auf unsere Sache werfen! Ja, ja, wir werden es so machen — es bleibt uns doch nichts Anderes übrig, wenn wir die beiden Offiziere unseren Händen nicht entschlüpfen lassen wollen. Jeder von ihnen ist

eine Million Silberrubel werth! Setzen Sie sich, mein Bruder, und schreiben Sie, damit wir fertig werden, ich muß in zwei Stunden an Bord sein!"

Der Haushofmeister folgte der Weisung; er legte sich zwei Blätter feinen Velinpapiers, die der Cardinal aus seinem Schreibepult genommen und ihm gereicht hatte, zurecht, und warf dann mit einer Feder, die er aus seiner Brieftasche nahm, einige Worte auf die Unterlage hin.

Er befliß sich dabei offenbar, mit einem nicht ihm angehörigem feinen Zuge eine fremde Hand nachzumachen.

Er schien auch mit dem Versuche zufrieden zu sein.

„Sie haben sich doch," fragte der Cardinal lächelnd, „die Hand der Gräfin ganz zu eigen gemacht? es ist das immer von unschätzbarem Nutzen, wenn man in einem Hause Vertrauter und Haushofmeister ist!"

„Ich habe eben versucht," entgegnete der Andere in den Ton, den der Cardinal angeschlagen, eingehend, „ob mir die Schrift noch geläufig ist; ich glaube es geht — die Gräfin würde schwören, daß es ihre Handschrift sei."

Er besah nochmals wohlgefällig seine Schreibversuche und führte dann mit großer Sorgfalt einige dicke Dintenstriche über das, was er soeben geschrieben hatte, so daß er es vollständig auslöschte.

Der Cardinal dachte noch einige Sekunden nach, dann sagte er rasch:

„Schreiben Sie!"

Er diktirte:

„Lieber Graf!

Wie unerwartet Ihnen diese Zuschrift auch kommen mag, beurtheilen Sie die Schreiberin nicht allzuhart; denken Sie, daß nur die ungefälligen Umstände die Schuld tragen, daß sie Ihnen das nicht mündlich sagen kann, was sie mit Bangen dem Papiere anvertraut. Ich glaube, dieses Blatt muß mein Erröthen sehen, wenn ihm meine Feder das Geständniß zuflüstert, daß Sie, lieber Graf, mir nicht ganz gleichgiltig sind, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen. Wenn Sie in diesem Geständnisse, das sonst ein Mädchen nur mit Zittern abzulegen gewohnt ist, etwas sehen, was einen Reiz für Sie hat, so werden Sie auch die Mittel finden, daraus Nutzen zu

ziehen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß dies nicht offen geschehen darf; Sie werden die Abneigung meiner Mutter gegen die Polen kennen — sie macht in Beziehung auf Sie keine Ausnahme von der Regel. Ebenso halte ich es für überflüssig, Sie zu bitten, bei jedem Schritte, den Sie zu wagen sich bestimmt finden sollten, mit Delikatesse zu Werke zu gehen und meinen Ruf zu schonen. Sie gehören zu dem Volke, dem mich beizählen zu dürfen ich mir zur größten Ehre rechne, und wie uns die Bande gemeinsamen Unglücks umschlingen, so kann ich auch über die Ehrenhaftigkeit in Ihrem Benehmen außer Sorge sein. Karoline Gräfin Orlinsky."

„Sind Sie fertig?" fragte der Cardinal, nachdem er den Brief zu Ende diktirt hatte.

Der Haushofmeister reichte dem Cardinal das Blatt, welches dieser rasch durchlas, um es dann wieder dem Schreiber zurückzustellen.

„Noch Eines!" rief der Cardinal plötzlich, „Ich kenne die beiden Offiziere zu wenig — Sie kennen sie besser und werden zu beurtheilen wissen, ob ihnen gegenüber der Brief nicht zu einer lächerlichen Farce wird? Sie sind doch wohl beide von

der Art, daß sie einer aristokratischen Dame ein Interesse einflößen können? Ich weiß nur, daß sie jung sind."

„Jung und interessant, Eminenz! die polnischen Cavaliere sind fast durchgehends interessant; sie sollten sich eigentlich eine Wiederherstellung ihres Vaterlandes gar nicht wünschen — sie wird sie um den Reiz bringen, den das Unglück verleiht!"

„Gut — ich glaube, daß die beiden Herrn auf den galanten Handel eingehen und Mittel finden werden, die Gräfin insgeheim zu sprechen, dann ist es an dieser, sie zu gewinnen — aber halt! der Brief muß ein Postscript erhalten; schreiben Sie: „„Ich verpflichte Sie bei Ihrer Ehre, dieses Briefes nie gegen mich zu erwähnen und wo wir uns auch begegnen und sehen sollten"" — markiren Sie diese Worte etwas in der Schrift, damit die Hindeutung auf ein Rendezvous unter vier Augen deutlicher hervortritt — „„und wo wir uns auch begegnen und sehen sollten, nie den Inhalt desselben gegen mich im leisesten zu berühren. Ich fühle, daß ich schon viel zu weit ging, indem ich Ihnen schrieb, ersparen Sie mir jede weitere Beschämung vor mir selbst."" —

„So ist's recht! Auf welche Art die beiden Herrn nun auch zur Gräfin gelangen mögen, immer wird die Zusammenkunft das Aussehen einer zufälligen Begegnung erhalten! Das war das Wichtigste, die Gräfin darf nichts ahnen! Jetzt gehen Sie nach Hause, mein Bruder, um durch ein zu langes nächtliches Ausbleiben keinen unnöthigen Verdacht zu erregen, denn ich glaube es geht stark auf Mitternacht. Machen Sie eine Abschrift von diesem Briefe und schicken Sie beide Billets durch sichere Hand an ihre Bestimmungsorte. Sie haben doch das Siegel der jungen Gräfin in Händen?"

„Ich habe einen Abdruck davon! Die Briefe gehen morgen ab. Haben Eminenz noch einen Auftrag für mich?"

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, mein Bruder, als Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre Dienstbeflissenheit und für die Beharrlichkeit, mit der Sie für unsere Sache thätig sind, abzustatten, und zwar nicht blos in meinem Namen, sondern auch im Auftrage eines Höheren" — der Haushofmeister neigte demüthig und tief das Haupt — „und die Versicherung beizufügen, daß der heilige Stuhl nicht unerkenntlich für die ihm

geleisteten so überaus wichtigen Dienste sein wird. Es wird Noth thun, die Bischofssitze in dem neuen Königreiche Polen mit tüchtigen Männern zu besetzen, die durch Milde und Sittenreinheit hervorleuchten und die Eignung besitzen, die durch die harten Zwangsmaßregeln des Czaren von dem rechten Glauben abgebrachten Schafe wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen! Ich hoffe, mein Bruder, daß Sie mir auch fernerhin von allen bedeutenden Ereignissen in Petersburg und in dem Hause der Gräfin Orlinsky, das durch Ihre Eröffnungen eine neue hochwichtige Bedeutung für uns erlangt hat, brieflich nach Rom auf sicherem Wege werden Kunde zukommen lassen! Leben Sie wohl, mein Bruder."

Und abermals kam der Cardinal dem Versuche des Priesters, der ihm ehrerbietig die Hand küssen wollte, zuvor, indem er ihn in die Arme schloß und auf beide Wangen küßte.

Dann geleitete er ihn bis zur Thür.

Nach einer halben Stunde verließ er selbst, von einigen Dienern, die das Gepäck trugen, gefolgt, das Hôtel.

Voran ging ein Knabe, der eine Windfackel trug.

Als der kleine Zug nach einer halbstündigen Wanderung am Strande ankam, kreuzte er sich mit zwei vermummten Wanderern, die denselben Weg zu verfolgen schienen.

„Wer da?“ fragte der Cardinal, der jetzt wieder auf der Standesleiter zum simplen Kaufmann herabgestiegen war, mit lauter Stimme die beiden Fremden, denen kein Gepäck nachgetragen und auch keine Fackel vorangeschwungen wurde.

Er hatte die hohe Figur Mantuschewsky's schon unter dem verhüllenden Mantel erkannt.

„Patkow!“ tönte es zur Antwort „und Kasimir Mentischef, Kaufmann, nach Schiff!“ —

„Dann bitte ich die Herren, sich mir anzuschließen, wir haben einen Weg und hinter einer Fackel geht es sich bequemer!“

Die kleine Gesellschaft wollte sich eben in Bewegung setzen, als sich ihr noch ein Reisender zugesellte.

Es war Lipinsky.

„Hat der Herr dort drüben ein gleiches Ziel mit uns?“ fragte der Cardinal den angeblichen Kaufmann Mentischef, der alsbald bejahte.

„Dann mag er sich uns anschließen!“ sagte der Cardinal und der Zug ging rasch dem Einschiffungsorte zu.

Als sie da ankamen, schlug es von den Thürmen der Stadt drei Uhr.

Im Westen wurde etwas wie bleicher Lichtschimmer sichtbar — es konnten auch lichte Wolken sein.

Der Kahn wartete auf die Passagiere, welche noch nach dem Schiffe wollten.

Mantuschewsky und der Cardinal, Patkow und Lipinsky stiegen ein — keiner sah, von dem Augenblick der Einschiffung an, den Anderen an — sie waren sich äußerlich ganz fremd geworden; auf dem Schiffe gab es nur deutsche und italienische Kaufleute, die erst nach und nach mit einander Bekanntschaft machten.

Eine Stunde früher war der Graf Orlinsky auf demselben Schiffe angekommen und auch er nahm von seinen Freunden, die gemeinschaftlich nach Riga und von da nach verschiedenen Punkten steuerten, keine Notiz.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Zlynsky.

Der Graf Zlynsky erhielt den Tag darauf, als er von der Tafel aufstand, ein durchduftetes, zierlich couvertirtes Briefchen, dessen Adresse offenbar von einer Damenhand herrührte. Ein Mädchen hatte ihn gebracht, und war dem Portier, der sie aufzuhalten versucht hatte, gewandt entschlüpft: so meldete der Kammerdiener. Der Graf erbrach mit der Hast der Neugierde das geheimnißvolle Billet — er hatte seit seiner erst vor wenigen Wochen erfolgten Rückkehr aus dem Kaukasus noch keine ernstliche Liaison in der Residenz angeknüpft, die einer Dame das Recht und die Gelegenheit gegeben hätte, ihn mit einer Zuschrift zu erfreuen.

Sobald er zu lesen begann, färbte sich seine jugendfrische, blühende Wange röther, und als er mit der Lektüre zu Ende war, ging er in leidenschaftlicher Aufregung lange in seinem Kabinet auf und nieder.

„Wie hätte ich mir das einbilden können!“ murmelte er freudig bewegt, „die schönste Dame in Petersburg verliebt sich in mich, den rauhen, ungeschlachten Krieger, der die Tscherkessen besser zu behandeln weiß, als die Salonfrauen!“

Wenn sich der Graf einen rauhen, ungeschlachten Soldaten nannte, so zeugte dies von einer großen Bescheidenheit. Denn abgesehen von dem Glanze seines Familiennamens und der ausgezeichneten Stellung, die ihm Geburt und Verdienst anwiesen, abgesehen auch von der anspruchslosen und gewinnenden Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung, die ihm alle Herzen rasch gewann, zeichnete er sich durch eine seltene Ritterlichkeit der Gesinnung aus, die ihn namentlich davon abhielt, die Liebe so leicht zu behandeln, als er dies an den jungen Männern der Kreise, in denen er sich bewegte, zu sehen gewohnt war.

Nun wäre es zwar zu viel behauptet gewesen, wenn man hätte sagen wollen, er liebe die Gräfin Orlinsky; aber daß sie einen Eindruck auf ihn gemacht, war ebenso gewiß, als daß dieser Eindruck durch die schwer zu erreichende Zugänglichkeit der Gräfin noch bedeutend erhöht wurde.

Er kannte das Verhältniß der Gräfin zum Fürsten Tscherbadof, und hatte sich, über dasselbe nachdenkend, oft auf einem Gedanken leiser Eifersucht ertappt; er kannte die stolze, ehrenwerthe Gesinnung der jungen Dame, an deren Namen bis dahin nicht der Schatten eines Makels klebte; er kannte endlich auch die Abneigung, welche die Mutter der jungen Gräfin gegen alle Polen, welchem Stande sie auch angehören mochten, zur Schau trug, und alle diese Umstände zusammengenommen trugen nicht wenig dazu bei, um das Abenteuer, das ihm ungesucht in den Weg trat, einen romantischen Schleier zu werfen.

Die Dame, zu der er sich im Tanzsaale, wollte er ein Wort von ihr erhaschen, durch hundert blitzende Uniformen durchwinden mußte, kam ihm mit einem Liebesbriefe entgegen — wie verlockend!

Ja, kaum glaublich war es und doch — da lag der Brief vor ihm!

Der Graf befand sich in einem Taumel des Entzückens. Er wollte sich der Gräfin augenblicklich zu Füßen werfen, und ihr hinwiederum mit glühenden Worten seine Liebe gestehen — aber forderte sie ihn nicht selbst zur zartesten Schonung auf, verpflichtete sie ihn nicht ausdrücklich, kein Wort von Liebe zu äußern, indem sie ihm verbot, je mit einer Silbe auf den Brief zurückzukommen, den er von ihr erhalten?

Und er verstand die schöne Briefschreiberin und begriff ihr Verlangen; er vermochte sich in den Ideengang derselben hineinzudenken, er erröthete und zitterte mit ihr.

Er nahm sich vor, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, ebenso behutsam als delikat vorzugehen und zu zeigen, daß er der ihm zu Theil gewordenen unerwarteten und schmeichelhaften Huld nicht ganz unwerth sei.

Er beschloß, sich der Gräfin ehestens vorzustellen; aber wie wollte er seinen Besuch vor ihr rechtfertigen? Er durfte des Briefes nicht im leisesten Erwähnung thun, kein Wort von Liebe durfte

über seine Lippen kommen, wie sollte er sich demnach benehmen, um der Gräfin jedes Erröthen über sich selbst zu ersparen?

Da leuchtete ihm inmitten seiner Rathlosigkeit ein rettender Gedanke entgegen.

Es fiel ihm ein, daß der Graf Orlinsky, Karolinen's Vater, auf seiner Herrschaft in Russisch-Polen unweit Grodno lebe; er selbst hatte in der Nähe einen Oheim — wie wenn er eine beabsichtigte Reise dahin zum Vorwande seines Besuches nähme? Wenn er der Gräfin sagte, er kenne die Abneigung ihrer Mutter gegen seine Nation und somit auch gegen ihn, und habe daher keinen eitlen Versuch machen wollen, sich in's Haus zu drängen, doch hätte er nicht umhin gekonnt, Karolinen von seiner bevorstehenden Abreise in eine Gegend zu benachrichtigen, in welcher ihr Vater, den sie lange nicht gesehen, lebe und sich etwaige Aufträge von ihr an denselben zu erbitten?

So glaubte er Karolinen jede Beschämung zu ersparen und selbst gegen unvorhergesehene Fälle einer Ueberraschung oder Beobachtung gesichert zu sein.

So über seinen Operationsplan im Reinen, zögerte Zlynsky nicht, sich der Gräfin alsbald vorzustellen.

„Ich habe die Absicht, in den nächsten Tagen in die Nähe von Grodno zu reisen," — sagte er nach dem Austausche der üblichen Höflichkeitsphrasen zu Karolinen, „und da ich weiß, daß eine Ihnen sehr theuere Person, die Sie lange nicht gesehen haben, in jener Gegend weilt, so wage ich es, selbst auf die Gefahr hin, mir durch meine Zudringlichkeit Ihren Unwillen zuzuziehen, mir einige Aufträge auszubitten!"

Der Graf hatte ohne Verlegenheit gesprochen, es jedoch nicht gewagt, die Gräfin ausdauernd anzublicken.

Er war nicht wenig überrascht, als die Gräfin mit scheinbar ungeheuchelter Freude seine Hand ergriff und sagte sich im Stillen, daß sie es in der Verstellungskunst zu einer ziemlichen Meisterschaft gebracht habe.

„Sie gehen wirklich nach Polen, Graf, Sie gehen in die Heimath?" rief die Gräfin, ihn bewegt anblickend, mit einer Wärme im Tone, die nicht gemacht schien. „O könnte ich doch auch

dahin gehen, wohin mich oft die Sehnsucht aus den festlichen Sälen, aus dem Gewoge der Bälle trug, daß mir die flüchtige Lust des Augenblicks zum Ueberdrusse wurde! O könnte ich, die Tochter des polnischen Woiwoden, auf dem Boden, auf dem meine Väter gewandelt, gestritten und geblutet, von Schloß zu Schloß auf flüchtigem Schlitten durch die Haide fahren! Wie es den Einen mit unwiderstehlicher Gewalt an die Rebenhügel des Rheines zieht und den Andern nach dem weichlichen Italien reißt, daß er das Land seiner Träume sehen und sterben möchte — so möchte ich nun mein Vaterland wiedersehen und weinen an den Gräbern, welche die Wölfe umheulen und mich zu den Todten legen in die kalten Grüfte, um nicht mehr aufzustehen!"

Zlynsky blickte die Gräfin verwundert an, die stolz und aufrecht, mit erhobener Hand vor ihm stand, während eine heiße Röthe auf ihren Wangen glühte.

„Aber was wünsche ich mir da?" fuhr die Gräfin nach einem Augenblick fort und ihre Stimme klang jetzt gedrückt und trübe. „Es wäre traurig, sehr traurig, mit Ketten belastet umherwandeln

zu müssen auf dem einmal freien Boden — es wäre Sünde, über die Gräber der Väter hinzugehen mit der klirrenden Fessel; das Geräusch würde sie aus dem hundertjährigen Schlummer reißen und sie würden Wehe rufen über die geknechteten Enkel! Und Sie wagen es Graf, Sie, der Fürstendiener, der Sie dem Despoten die Geißel schwingen helfen, Ihr Vaterland aufzusuchen, gegen das Sie heute oder morgen auf den Befehl Ihres Herrn ausziehen müssen mit ihren Kosaken, um es noch fester zu schnüren und zu binden, wenn es murren sollte? müssen Sie nicht vor Scham in die Erde sinken, Sie, des Polen Kind, wenn Sie in russischer Uniform die Grenzmarken ihres Heimathlandes ansichtig werden? müssen Sie nicht das Auge niederschlagen vor jedem Polen, der Sie ansieht, der ein Recht hat, Sie mit Verachtung zu messen, weil er neben Ihnen noch ein halb freier Mann ist, wie der Hörige, der Leibeigene neben dem Sklaven? O werfen Sie ihn hin, diesen Degen, der Ihnen nicht zukommt, reißen Sie diese goldenen Quasten von Ihrer Schulter, treten Sie mit Füßen, was Sie jetzt gezwungen Pflicht und Ehre nennen —

und dann sich selbst achtend, suchen Sie Ihr Vaterland auf und begeistern Sie sich zur Rache auf den Gräbern Ihrer Väter — und wenn Sie sprechen, so sei es nur um den Drängern zu fluchen, und wenn Sie zurückkommen, so sei es nur, um den Brand in das Lager der Feinde zu tragen!"

Karoline hielt inne; finster auf seinen Degen gestützt stand Zlynsky vor ihr; jedes ihrer Worte traf schneidend sein Herz; er war ein Pole und das Vaterland hatte seinen magischen Zauber nie für ihn verloren, und oft, wenn er sein Schwert für seinen Herrn gezogen und es geröthet von dem Blute eines freien Volkes zurückgebracht hatte, war eine leise Scham in ihm aufgestiegen, ein Gefühl von Unrecht über sein Thun, und eine unzweideutige Theilnahme, die er, der selbst Geknechtete, für jene fühlte, die er zertreten half. Und jetzt, wo seinem Volke ein Anwalt erstanden war, den er sich zu lieben überredete, trafen die feurigen Worte doppelt scharf und zündend.

Er schien lange über etwas zu brüten.

„Was hilft ein Arm — ein Herz," fuhr er plötzlich heftig auf, „die feindlichen Rosse fliegen

wie eine Windesbraut darüber hin, und zerstampfen es unter ihren Hufen! Es ist doch aus!"

„Es ist nicht aus!" rief die Gräfin feurig. „Das kann nur der Feige sagen! Der Pole, der sein Vaterland liebt, und Gut und Leben dafür in die Schanze schlagen will, wird nie allein stehen — Tausende werden sich gleichen Sinnes, gleichen Willens um ihn schaaren! Wenn sich nun hunderttausend Edle zusammenfänden, wenn sie noch einmal wagen wollten, ihr Vaterland zu erlösen, wenn sie auch auf Ihren Arm, auf Ihr Herz rechneten, Graf, würden Sie feige sie zurückstoßen, würden Sie taub sein für den Ruf der Ehre?"

Die Gräfin hatte wieder nach Zlynsky's Hand ausgegriffen; es durchrieselte den Aufgeregten bei der Berührung wie ein elektrischer Funke, leidenschaftlich bewegt blickte er zu dem schönen Mädchen empor und gewahrte, wie ihr Auge prüfend und ängstlich auf ihm ruhte — er vermochte nicht länger an sich zu halten, und rief stürmisch:

„Ich werde dort stehen, Gräfin, wohin Sie mich stellen!"

Die Gräfin wich fast erschreckt zurück, und

entzog ihm ihre Hand; sie hatte keine Idee von den Gefühlen, die ihn bewegten, und ahnte nicht, welche verschiedene Faktoren in seiner Brust zusammenwirkten, um ihn zu einem so unerwarteten, so seltsam heftig, stürmisch ausgesprochenen Entschlusse zu bewegen.

„Versprechen Sie nicht zu viel, Graf!“ rief sie, einen Schritt zurücktretend; „das ist die unbedachte Wallung eines Augenblicks, das ist die Frucht des Zaubers, den der bloße Name des Vaterlandes auf das Herz eines jeden übt; in einer halben Stunde könnten Sie Ihr vorschnelles Wort bedauern und mir fluchen, daß ich Sie berauscht, Sie von der Bahn, die Ihnen Ihr freier Wille vorgezeichnet, abgelenkt und auf eine Ihnen fremde oder wenigstens entfremdete gezerrt habe! Sie müssen ernst und lange mit sich selbst zu Rathe gehen und prüfen, ob Ihr Herz auch die rechte Fühlung hat für das Weh des Vaterlandes, ob Sie seinen Jammer wie einen Kummer, der Sie selbst betrifft, zu umfassen und darüber Alles zu vergessen, und nöthigen Falls zu zertreten vermögen, was nicht zu dem einen Ziele führt, dies Weh zu lindern und aufzuheben! O

gehen Sie, Graf, und fragen Sie sich erst in schlaflosen Stunden der Mitternacht, ob Sie dies können, denn nicht den augenblicklichen Sieg über Sie will ich nützen, Sie auch nicht verachten, Sie höchstens schwach nennen, wenn Sie nach gepflogener Berathung mit sich selbst zurücktreten. Ich habe in einer herben Stunde verlernt, harte Urtheile über den Nebenmenschen, über sein Thun und Lassen zu fällen. Wer kann all' die Kämpfe ergründen, die seine Seele durchtoben? Gehen Sie, Graf, und wenn Sie sich nicht der Aufgabe gewachsen fühlen, der Sklave Ihres Vaterlandes sein zu können, solange bis es darin keine Sklaven geben wird — dann kommen Sie nicht mehr, es wäre mir doch nur ein Schmerz, Sie wieder zu sehen! aber wenn der Champagnerrausch des Augenblicks nicht über Nacht verflogen, wenn Sie sich stark dazu fühlen, mit Gut und Blut, Ehre und Zukunft einzustehen für Ihr Vaterland, o dann kommen Sie wieder, und ich werde Gott danken, daß ich mit meinen schwachen Kräften einen Streiter für seine Sache geworben — denn die Sache der Freiheit ist die Sache Gottes!"

Der Graf hatte sein Auge mit einem Ausdruck

unbegrenzter, fast abgöttischer Verehrung auf Karolinen's Antlitz geheftet; seine Lippe war halb geöffnet, als wollte sie die begeisterten Worte aufsaugen, die dem Munde der schönen Sprecherin entschlüpften.

„Ich sage Ihnen, Gräfin, daß ich, so wahr ich mich meines Vaterlandes und seines Elendes bewußt bin, von meinem Entschlusse nie abgehen werde!“ rief er feurig, sobald er sah, daß sich Karolinen's Lippen nicht mehr bewegten und ihr Auge fragend und gespannt auf ihm ruhte. So wie ihm ihre Rede wie eine himmlische Offenbarung vorgekommen war, die mit gewaltigem Griffe die schlummernden Saiten seines Herzens aufstürmte und ihn zum Bewußtsein einer neuen inneren Welt brachte, die er bis dahin leichtblütig übersehen, so kam es ihm auch jetzt gleichsam nur nebelhaft vor, daß sie ihre Rede geschlossen und auf Antwort wartete. Er war sich dessen in seiner Verzückung nicht klar bewußt, er fühlte und vermuthete es nur und fuhr fort: „Aber Sie wollen es und ich füge mich! Wann darf ich Ihnen meinen Entschluß so fest und unwandelbar zu Füßen legen, als er

mir jetzt schon in der Seele lebt, nachdem Ihr erstes Wort ihn da wach gestürmt?"

Karoline dachte einen Moment nach. Dann sagte sie:

„Ich riskire die Unzufriedenheit meiner Mutter, wenn ich Sie noch einmal allein empfange — Sie liebt die Polen nicht, und eine geschäftige Zunge könnte ihr unseren Verkehr zuflüstern; aber — wenn Ihre Reise für den Augenblick verschoben werden könnte, dann wäre es mir möglich, Sie auf dem Maskenballe, den meine Mutter am nächsten Mittwoch veranstaltet, unbemerkt zu sprechen und Ihren Entschluß zu vernehmen, der uns für immer verbinden oder trennen kann."

„Meine Reise ist schon verschoben, Gräfin!" sagte Zlynsky, der sich nach und nach seiner Lage und des Umstandes wieder bewußt wurde, daß die größte Behutsamkeit von seiner Seite nöthig war, um die Gräfin nicht zu kompromittiren; darum mäßigte er das Feuer und den Ungestüm seiner Worte und maskirte seine Aufgeregtheit unter dem Tone angenommener Galanterie. „Aber da mir die Einladung zu dem Maskenballe von Seite der Gräfin nicht zugekommen und nach der

Gesinnung der Gräfin auch nicht zukommen dürfte —"

„So werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie auf meine eigene Gefahr hin einzuladen!" fiel Karoline dem Grafen in die Rede. „Mama hat mir glücklicher Weise einige Ballkarten zur Verfügung gestellt, und ich glaube noch nicht alle vergeben zu haben."

Die Gräfin nahm aus ihrer Schatulle ein gesiegeltes Billet heraus und reichte es Zlynsky mit den Worten:

„Sie können in dem Kostüme eines polnischen Wojewoden erscheinen und an die Mütze eine rothe Reiherfeder heften — obwohl auch diese unnöthig wäre, denn der polnischen Wojewoden werden auf einem Balle in Petersburg, den der Kaiser mit seiner allerhöchsten Gegenwart beehren wird, gewiß nicht viele anzutreffen sein! Und jetzt, Herr Graf — leben Sie wohl!"

Karoline reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte.

Während der Graf erhitzt und zufrieden mit der Unterredung, deren Schlußwendung er für die Zusicherung eines Rendezvous nahm, nach

Hause fuhr und über die Worte Karolinen's, daß sein Entschluß sie für immer verbinden oder trennen könne, nachdachte und ihnen in seinem Sinne eine tiefere Bedeutung unterlegte, verweilte Karoline arglos und mit Wohlgefallen bei dem Gedanken, den Grafen vielleicht gewonnen zu haben.

Ende des siebenten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gundling, Julius

Napoleon III Roman und Geschichte von Lucian Herbert

Bd.: 7

Leipzig 1862

P.o.germ. 1926 n-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126598-6